This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

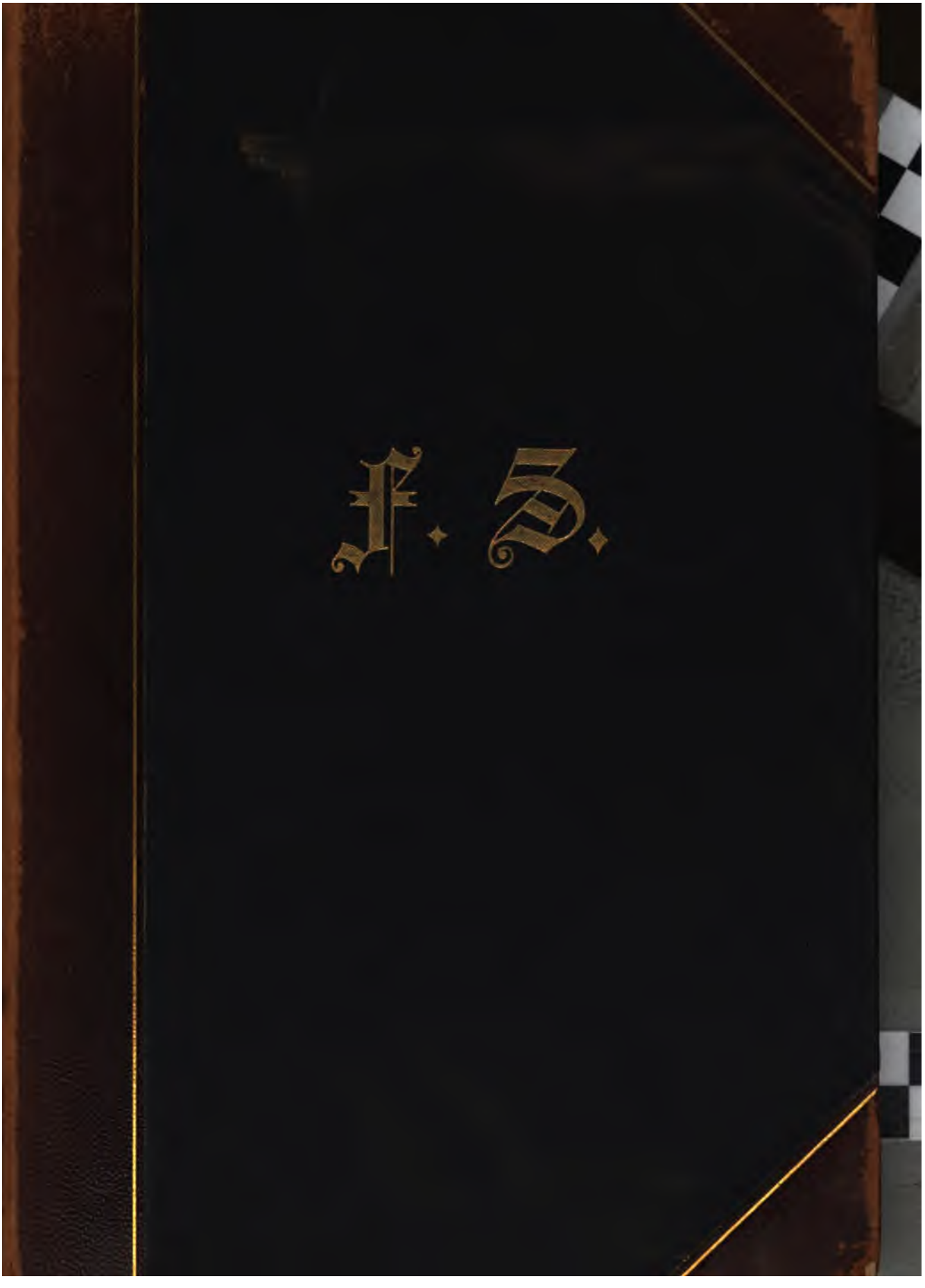
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

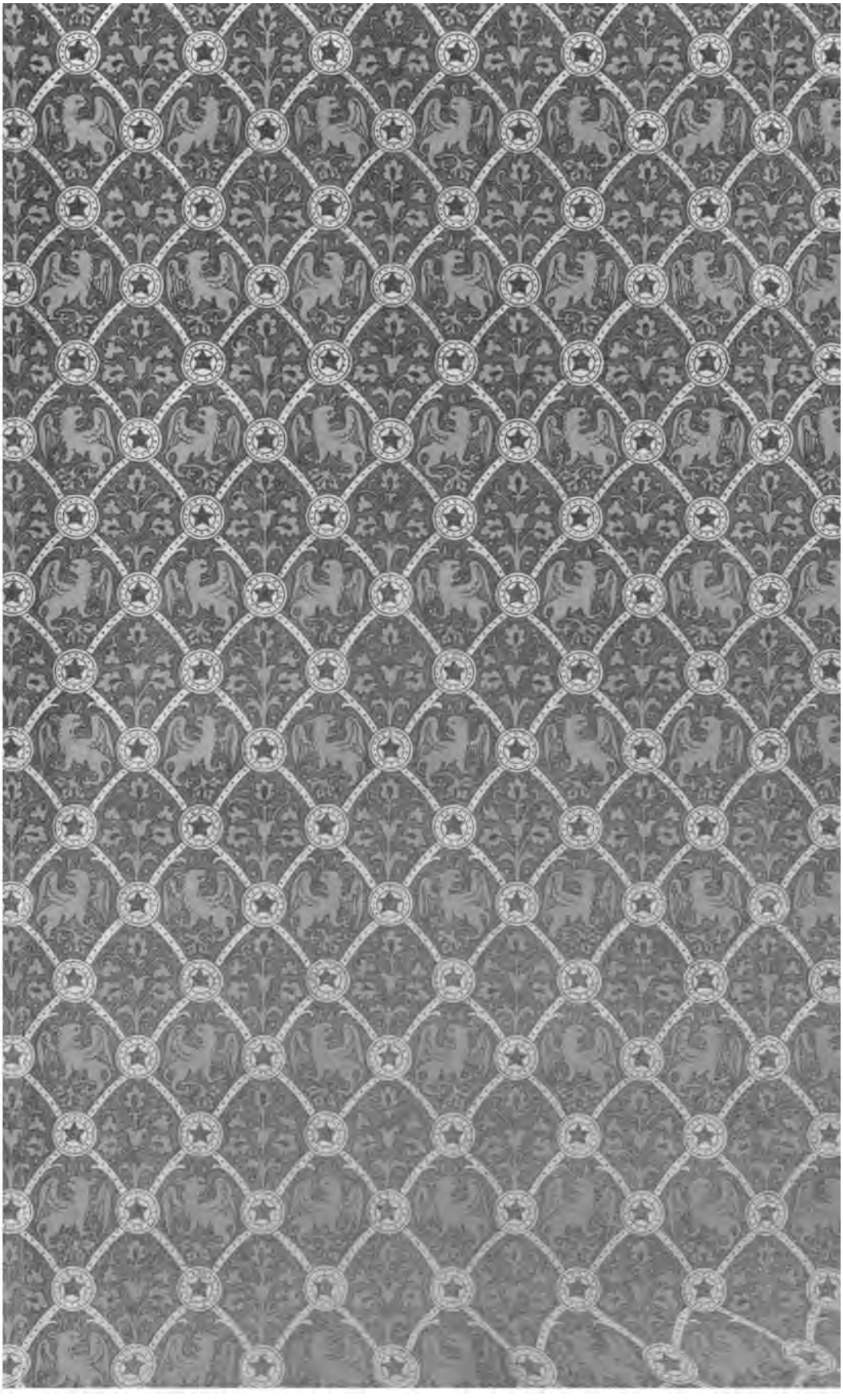
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

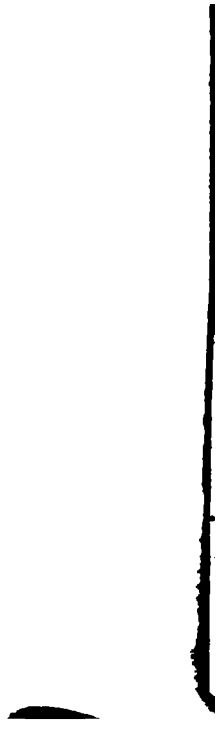
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


F. D.

Univ.-Prof. Dr. phil. Dr. phil. h. c.
Adolf Rath
[illegible]



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



J. Schultz

Schultheß, F.

Lebenserinnerungen.

Von

F. S.

Als Manuscript für die Familie gedruckt.
1900

Zürich
Druck der Offizin Schultheß & Co.
1901

Prof. Dr. A. Bach
(22c) Bonn a. Rh.
Coburgerstraße 4

Z4 20
S35 A3

In memoriam.

Vorwort.

An der Wende eines Jahrhunderts und am Abend des eigenen Lebens angelangt, ist es mir ein Bedürfnis, einen Blick zurückzuthun und meine Gedanken und Erinnerungen, so gut es mir möglich ist, für mich und mein Haus niederzuschreiben.

Werfen wir einen Blick auf die die Schweiz umgebenden Großstaaten. Wie gewaltig haben sich ihre Machtverhältnisse im Laufe der Zeiten geändert: das Jahrhunderte hindurch tonangebende Frankreich, das die Eidgenossenschaft wie einen Vasallenstaat zu behandeln beliebte, ist, von den Deutschen besiegt, in zweite Linie gerückt. Statt eines deutschen Bundesstaates mit Österreich an der Spitze, ist unter dem Vortritt Preußens ein mächtiges Kaiserreich entstanden, das gegenwärtig, mit England wetteifernd, sich eine Weltstellung erobert. Österreich-Ungarn, nunmehr für sich, leidet beständig unter innern Spaltungen seiner heterogenen Völkerschaften, und Italien, freilich nur mit fremder Hilfe, in den Besitz der Lombardei und Venedigs gelangt, ist ein selbständiger Staat geworden.

Die Schweiz hat, Gott sei Dank, alle Gefahren von innen und außen glücklich bestanden, durfte mehr und weniger ungestört ihrer Kulturaufgabe obliegen, und steht gegenwärtig einiger und gefestigter da, als vielleicht je zuvor. Und welch' schwere Proben hat sie durchgemacht: Die Zeit der Helvetik,

der Mediation, der Reſtauration, der Regeneration zur Zeit der Dreißigerjahre, dann den tief einſchneidenden Sonderbundskrieg, wobei ſie nahe daran war, ſich aufzulöſen, die Annahme einer neuen Bundesverfaſſung mit verſtärkter Centraliſation u. ſ. f.

Um die Schweiz herum aber tobten wiederholt furchtbare Kriege, in Italien 1859, 1860, 1866, auf deutſchem Boden 1866 und im nahen Frankreich 1870/71, in welche die Schweiz trotz ihrer Neutralität ſo leicht hätte verwickelt werden können.

Und meine Vaterſtadt Zürich, wie große Wandelungen hat ſie bis zur Stunde erlebt! Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts zählte Zürich nur etwa 18,000 Einwohner, gegenwärtig, 1900, zählt die Stadt nach ihrer Verſchmelzung mit den Ausgemeinden nahezu 160,000 Einwohner, worunter jedoch an 50,000 Fremde. Immer noch mehrt ſich die Invaſion von außen, zumal aus Deutſchland, in Bedenken erregender Weiſe, weſentlich dank den geſetzlich in unvorſichtigſter Art den Fremden gebotenen Erleichterungen aller Art.

An der Spitze von Stadt und Kanton ſteht nunmehr die Demokratie. Im Staate ſpielen die Sozialiſten eine große Rolle, und Strike der Arbeiter ſind die Plage der Meiſter.

Das abgelaufene Jahrhundert hat in Handel und Verkehr, voraus in der Technik, ungeahnte Fortſchritte gebracht. Ja, es darf geradezu als das Jahrhundert der Erfindungen bezeichnet werden. Es kamen Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, Telegraphen, Telephons, Gas- und elektriſche Beleuchtung, Canaliſation, Waſſerverſorgung, Straßenbahnen ꝛc. ꝛc.

Längſt ſind alle Thore und Türme gefallen, neue große Quartiere entſtanden, und das einſt grüne Umgelände iſt jetzt in weitem Umkreis mit modernen Bauten aller Art bedeckt, mit prächtigen Villen, palaſtähnlichen Schulhäuſern, kleinen und großen Wohnhäuſern, gewaltigen Fabriken und zahlloſen Arbeiterwohnungen, zumal in Vorſtadt III.

Um die bauliche Entwicklung Zürichs hat sich im letzten Drittel des abgelaufenen Jahrhunderts namentlich der städtische Ingenieur Dr. Arnold Bürkli, ein Mann von hervorragendstem Wissen und seltener Energie (einer meiner Jugendfreunde) verdient gemacht.

Ihm sind die, zahlreichen andern Städten als Muster dienende Wasserversorgung, die sanitarisch höchst wichtige Kanalisation, der neue Quai mit Brücke am See, eine wahre Zierde des neuen Zürichs, zu danken.

Freilich wurde durch diese sich rasch folgenden großen Unternehmungen und mancherlei kostspielige städtische Gebäude (Schulhäuser 2c.) die Ökonomie der Stadt in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen, und von daher datiren wesentlich die vielen städtischen Anleihen. Man durfte eben nicht fragen, was es koste.

Was das angetretene neue seculum alles bringen wird, wer weiß es? Bleiben wir Schweizer eingedenk des Spruches: Si vis pacem, para bellum. Im Übrigen vertrauen wir wie unsere Väter der göttlichen Vorsehung.

Soviel zur Einleitung meiner Lebenserinnerungen für Haus und Familie.

F. S.

Dreifach iſt der Schritt der Zeit;
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen.
Pfeilſchnell iſt das Jetzt entflogen.
Ewig ſtill ſteht die Vergangenheit.

Werden und Wachſen.

1832—1838.

Das Licht der Welt erblickte ich am 21. November des politiſch unruhigen Jahres 1832 im Haus zum Grünenberg, Petershofſtatt, als erſtgeborner Sohn des Oberſtlieutenants Joh. Friedrich Schultheß (geb. 1804, geſt. 1869), Buchhändler und Buchdruckereibeſitzer, und ſeiner Gattin A. V. Luiſe von Grebel (geb. 1806, geſt. 1860) von Zürich; getauft wurde ich durch den beliebten Kanzelredner Diakon C. Wilhelm Fäſi in der St. Peterskirche; meine Pathen waren mein Großvater, a. Chorherr, Profeſſor Dr. theol. und Kirchenrat Johannes Schultheß (geb. 1763, geſt. 1836), und meine Großmutter, Frau Oberrichter Dor. von Grebel-Lavater (geb. 1771, geſt. 1847).

Damals hatte ſich mein lieber Vater aſſocirt mit Herrn Salomon Höhr (geb. 1807), unter der Firma Schultheß und Höhr; an der nahen Schlüſſelgaſſe beſaß er eine kleine Buchdruckerei, die ehemals Näf'ſche.

Es ſind mir aus meiner früheſten Jugendzeit einige Einzelheiten, doch nur wenige, in Erinnerung geblieben, ſo die hölzernen, grün angeſtrichenen Bänke vor den Häuſern der Hofſtatt (in Winterthur Kutſchen geheißen), auf denen ſich die Familien nach des Tages Mühe und Sorgen ausruhten und behaglich plauderten, ſowie der nahe, herrliche Lindenhof, der heute noch täglich von dem anwohnenden jungen Völklein als Spielplatz benützt wird.

Zu Ende des Jahres 1835 löste sich besagte Association der beiden Herren, die allerdings ihrem Wesen nach sehr verschieden waren, Höhr ängstlich und behutsam, Schultheß lebhaft und unternehmend, in freundschaftlicher Weise wieder auf. Wir zogen nebst der Schwiegermutter und zwei Schwägerinnen, Caroline (geb. 1808, gest. 1876), und Jeanette (geb. 1816, gest. 1897), die nach dem ökonomischen Ruin des Schwiegervaters mein Vater in edelster Weise in seinen eigenen Haushalt aufgenommen hatte, aus dem Grünenberg ins Haus zum Grünschloß beim Großmünster, in dessen Erdgeschoß mein Vater eine eigene Buchhandlung unter der Firma **Friedrich Schultheß** gründete, während die Buchdruckerei an der Schlüsselgasse blieb und im Zeltweg eine lithographische Anstalt neu eingerichtet wurde.

Das Haus zum Grünschloß mit Hof und Garten (wovon später die Rede) hatte kurz vorher der strebsame Goldschmied D. C. Fries (geb. 1788) vom Staate erworben und ganz neu aufbauen lassen. Im Parterre befand sich, wie gesagt, die Buchhandlung, auf der andern Seite der Hausthüre aber ein Merceriegeschäft, später eine Wollenhandlung Fehr (von St. Gallen). Die erste Etage bewohnte der Hauseigentümer mit seiner Familie, den Söhnen David, geb. 1818, V. D. M., später Pfarrhelfer am St. Peter und Seminardirektor, und Heinrich, geb. 1819, Goldschmied, sowie einer Tochter, Dorothea, geb. 1822, später Frau Aldermatt. Stets waren bei der Familie einige Studenten in Pension, die bei Frau Fries, geb. Zimmermann, so gut aufgehoben waren, daß sie die „Studentenmutter" hieß. In der zweiten Etage wohnten wir, die dritte und vierte waren an andere Familien vermietet.

Im Jahr 1838 schickten mich meine Eltern in eine Privat-Kleinkinderschule an der Trittligasse, Neustadt, in der kleine Knaben und Mädchen an einigen halben Tagen der Woche beschäftigt wurden. So erhielten wir etwa farbige Seidenrestchen zum Ausfasern, oder wurden, zwei und zwei geordnet, von unserer Lehrerin spazieren geführt. Noch lebt eine meiner damaligen Mitschülerinnen, Fräulein Fanny Ott aus der Engelburg, obere Kirchgasse, mit welcher ich mich kürzlich jener fernen Zeit erinnerte.

In meiner frühen Jugend sah man noch Bruchstücke der letzten Befestigung, einzelne Türme und Thore, Wälle und Gräben. In der Limmat standen noch der Wellenberg, ein Befestigungsturm, später Gefängnis für Verbrecher, geschleift 1837, und der Grendel, ein Wasserthor mit Palissaden, geschleift 1836; im Kratz das alte Stadthaus (ursprünglich Bauhütte) seit

1803, das dann beim Umbau des ganzen Quartiers und der Erstellung der Quai-Anlagen abgebrochen wurde.

An der Spitze der Gemeinde standen zwei Bürgermeister, wovon einer im Amt. Der erste war damals Hans Jakob Heß, geb. 1791, der zweite M. Hirzel, geb. 1793, ein radikaler Schwärmer, welcher sich im sog. Straußenhandel 1839 so unklug benahm.

Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl öffentlicher Gebäude und vornehmer Privathäuser, an deren Spitze die Krone (Rechberg) am obern Hirschengraben, waren die Häuser recht einfach, und so war auch die Lebensweise der Bewohner der Stadt. — Handel und Handwerk litten nicht unter zu großer Concurrenz, was ein ruhiges und behagliches Arbeiten gestattete. An die militärische Bedeutung Zürichs mahnte je Nachts 9 Uhr das Schlagen und Blasen des Zapfenstreichs für die in der alten Kaserne im Thalacker befindlichen Miliz-Truppen.

Postwagen durchkreuzten die Stadt nach allen Seiten hin, und auf dem Zürchersee vermittelten von 1835 an Dampfschiffe den Verkehr. Das erste Dampfboot, Minerva, war noch ein Privatunternehmen der Herren Caspar in Rorschach und Mechanikus Lämmlin in Schaffhausen. Auf den Straßen wurde allerlei ausgerufen, teils durch den städtischen Ausrufer (polizeiliche Dinge), teils durch Verkäufer von Lebensmitteln ꝛc., wie „Obst", „Reckholderbeeri und Bielihung", „Eier, Eier", „Wänder Maierisli, Maierisli" oder „Ammelemähl, Ammelemähl". — Tragsessel (Sänften) dienten älteren Damen zur Beförderung nach der Kirche, zu Visiten und Festlichkeiten; eine eilig dahingehende Magd mit einem mächtigen Blumenstrauß (Freudmaien) verkündete die Geburt eines Kindes, eine schwarz gekleidete Alte (Kirchgangsagerin) mit einem Rodel in der Hand den Tod eines Mitbürgers oder einer Mitbürgerin. Des Nachts erhellten Öllaternen notdürftig die dunkeln Gassen. Der Nachtwächter rief die Stunden, z. B. um elf Uhr:

„Loseb, was i will sage,
D'Glogg hat eindlefi gschlage,
Eindlefi gschlage,
Gut Nacht, es ist schon ziemlich spat,
Wann's so viel Uhr geschlagen hat!"

Gar wohl erinnere ich mich noch der schönen Illumination bei der Einweihung der obern Brücke, erbaut von Oberingenieur Negrelli, im Jahr 1838, sowie des neuen Postgebäudes (wo jetzt der Centralhof), das im gleichen Jahre vollendet wurde.

Man lächelt etwa über jene genügsame, beschauliche Zeit, der noch das Zöpfchen des XVIII. Jahrhunderts anhing. (Thatsächlich gab es bis in die Vierzigerjahre hinein noch ein paar Zöpfetrager unter den Bürgern, wie Metzgermeister Meister, geb. 1779).

Aber einen Vorzug hatte das alte Stadtregiment. Es sorgte ängstlich für die Öconomie des Gemeindewesens, und beschloß nur Unternehmungen, deren Kosten sofort gedeckt werden konnten. Gemeindesteuern gab es sehr bescheidene. Die gegenwärtig mit Schulden und Steuern schwer belastete Stadt befand sich noch im Kleide der Unschuld.

Tempora mutantur.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Die Knabenzeit.

1839—1844.

Ich besuchte 1839—1842 die städtische **Elementarschule** (3 Klassen) in Gassen unter den trefflichen Lehrern Bauer, geb. ?, Abraham Wirz, geb. 1811, Heinrich Trachsler, geb. 1801. Oft wanderte ich mit meinem getreuen Jugendfreund, O. Pestalozzi, zusammen in die Schule. Wie einfach und bescheiden waren noch die Schullokalitäten, gar nicht zu vergleichen mit den gegenwärtigen Luxusbauten zu Stadt und Land! —

Dann und wann durfte ich die Samstag-Nachmittage mit Freund O. P. in dem heimeligen Landgute (Gütli) seiner Eltern in Wollishofen zubringen.

Es knüpfen sich an die Wohnung im Grünschloß für mich allerlei Erinnerungen.

Fröhliche Stunden in dem umfangreichen Garten, dann die Namenstage (14. November) meines sel. Vaters, an denen Abends die Gehilfen der Buchhandlung zum Essen erschienen, wobei man sich mit Gesellschaftsspielen und der Aufführung von Pantominen unterhielt. Einmal entpuppte sich ein deutscher Gehilfe als Bauchredner und gab u. a. das Gespräch eines im Ofenkamin arbeitenden Kaminfegers mit seinem Meister in der Stube zum besten.

Eine herrliche Augenweide für Alt und Jung bot, wenn Zürich der eidgenössische Vorort war, die feierliche Eröffnung der Tagsatzung in der

Großmünsterkirche. Schon vor 9 Uhr fuhren die fremden Gesandten in ihren Equipagen vor, punkt 9 Uhr setzte sich der Zug unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Bewegung, voraus Militär, dann die Abgeordneten der eidg. Stände ihrer Rangfolge nach, mit den Waibeln in Farben, sodann die Spitzen verschiedener Behörden und am Schlusse wiederum eine Abteilung Militär.

Der Großmünsterplatz, soweit nicht abgesperrt, war dicht besetzt mit Zuschauern, wie auch sämmtliche Fenster der umliegenden Häuser und das Mäuerchen um den Garten zur Weinleiter.

Unvergeßlich bleibt mir sodann der 6. September 1839.

In jenem Jahre wurde das zürcherische Volk, ohnehin verstimmt über gewaltthätige Neuerungen der radikalen Regierung, durch die Berufung des ungläubigen Theologen Dr. David F. Strauß aus Tübingen, zu einem Aufstande gereizt, der den Sturz der Regierung, freilich nur auf kurze Dauer, zur Folge hatte. Für die Berufung dieses in seiner Heimat übelangesehenen und stellenlosen Gelehrten (Verfasser des „Leben Jesu"), der die bisherigen religiösen Anschauungen verwarf und den Inhalt des Neuen Testamentes vielfach negirte, stimmte nur eine kleine Mehrheit in den Behörden; im Erziehungsrat gab der genannte Bürgermeister M. Hirzel durch Stichentscheid den Ausschlag für Strauß.

Wie im Volksschulwesen durch Anstellung des Rationalisten Dr. Thomas Scherr als Seminardirektor in Küsnach und Einführung seiner Lehrmittel eine Reform unter heftigem Widerstand mancher Gemeinden eingeführt worden war, so sollte nun auch die Hochschule in schroffer und eigenmächtiger Art reformirt werden.

Am Vormittag des besagten Tages, wo sich zufällig ein junges Gästchen, Melchior Schuler (der jetzige Fabrikinspektor Dr. med. Schuler in Mollis), bei uns eingefunden hatte und wir zwei Buben zum Fenster hinausschauten, kam in höchster Eile mein Vater in die Wohnstube und warf sich in Uniform, um sich — er war Infanterie-Oberstlieutenant — zu Befehl des damaligen Stadtpolizeipräsidenten, des Obersten Eduard Ziegler, ins Stadthaus zu begeben. (Militärische Erinnerungen von F. S. auf der Stadtbibliothek). Wir sahen Haufen bewaffneten Landvolks über die obere Brücke marschiren. Andere suchten den Zugang, die damalige Treppe über dem Hauptportal zur Empore und zum Turme des Großmünsters zu erzwingen, um Sturm zu läuten. Mittags hörte man schießen. Nach 2 Uhr wurde ein verwundeter junger Mann auf einer Bahre die Römergasse

heraufgetragen. Es war ein bei der Familie Fries wohnender Student, der am Münsterhof als Zuschauer sich zu nahe hinzu wagend, einen Schuß erhalten hatte, glücklicherweise ohne schlimme Folgen. — Im Chorherrengebäude wurde in den nächsten Tagen ein Wachtposten Bürgermilitärs untergebracht. Unter den keineswegs martialisch aussehenden Kriegern bemerkte ich zu meinem Gaudium meinen spätern Zeichenlehrer Schweizer, einen jovialen kleinen Herrn, mit Gewehr, Patrontasche und Säbel ausgerüstet, Wache stehen.

Dieß meine persönlichen Erinnerungen.

Ein paar Jahre wohnte im dritten Stockwerk des Grünschlosses eine israelitische Familie (Nis) mit Kindern, worunter ein bildschönes etwa sechsjähriges Mädchen, Henriette, das ich öfters im Treppengange sah. Zur Zeit der ungesäuerten Brote (Ostern) brachte es mir von dem sog. Matzenbrot auf die Stiege hinaus zu kosten; wir plauderten zusammen und schließlich erklärte es mir, daß wir uns, wenn wir groß wären, doch heirathen wollten. — Es kam dann aber anders.

Lustig ertönte zu allen Tageszeiten das Peitschenknallen und das Hörnchen des Postillons von den beim Postgebäude in der jetzigen Münstergasse ab- und zufahrenden Postwagen. Heute muß man sich fragen, wie denn zwischen den steilen und engen Gassen (Marktgasse, Münstergasse, Kirchgassen) die städtische Post fahren konnte. Doch hörte man nie etwas von Unfällen.

Einmal hätte ich in jenen Jahren beinahe mein junges Leben eingebüßt, da ich eines Tages beim Fischen oberhalb der Wasserkirche in die Limmat fiel und mit knapper Noth durch einen Unbekannten dem nassen Elemente entrissen werden konnte.

Wie lebhaft und bleibend sind doch die Eindrücke auf die Seele des Kindes, die noch einem unbeschriebenen Blatte gleicht, während in späteren Jahren das Erlebte sich so leicht wieder verwischt und dem Gedächtniß entschwindet!

Das Haus zur Weinleiter und seine Umgebung.

Schräg gegenüber dem Grünschloß stand das alte Haus zur **Weinleiter**, oben an der Römergasse und an der Ecke der Post- jetzt Münstergasse. Es sah noch ziemlich so aus, wie auf dem Bilde Ludwig Vogel's, „Zwingli's Abschied". Vor demselben befand sich ein von einer Mauer eingefaßtes Gärtchen, dem Erdgeschoß nach waren Weinreben gezogen, woher

der Name des Hauses rühren mag. Es hieß anfänglich „zur Rebe" und wurde 1370 von des Insigler's Jungfrau (Insigler wahrscheinlich der Siegelbewahrer der Propstei) und 1408 von dem Chorherr Trinkler bewohnt. Es diente sodann dem Chorherrn Heinrich Schwarzmurer als Wohnung, nach dessen Tode 1526 und nach Umwandlung des Chorherrenstiftes in eine Stiftsschule, Carolinum, ward es zur Reformationszeit dem Professor der griechischen Sprache, also zuerst dem Rudolf Colin, überlassen. Zu jener Zeit trug das Haus noch den Namen „Weinrebe". Wie so viele Häuser ums Großmünster war es einst ein Stiftsgebäude, eine Amtswohnung der geistlichen Herren.

Hier wohnte anfangs der Dreißigerjahre bis zu seinem Tode 1836 mein Großvater, a. Chorherr Dr. Johs. Schultheß mit seiner zweiten Gattin Maria Hafner, geb. 1764, und drei ledigen Kindern. Johannes, geb. 1798, V. D. M., war sehr geschätzt als trefflicher Kenner und Lehrer der französischen Sprache an der Kantonsschule; dessen Lehrmittel fanden großen Anklang. Eines derselben „Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische" erlebte 18 Auflagen und ist jetzt noch beliebt. Der engern und weitern Familie überaus anhänglich, verfaßte er 1859 zur hundertjährigen Jubelfeier des Schultheß'schen Familienfonds eine würdige Denkschrift. „Onkel Hans" stand uns Kindern von allen Oheimen besonders nahe. Er verheiratete sich erst spät mit Regula Burkhard, Schwester des Herrn Dekan Burkhard in Stadel. Sein Tod erfolgte im Jahre 1871. Rudolf, ein Sohn aus zweiter Ehe, geb. 1802, Dr. med., ein hochbegabter junger Mann, starb schon 1833 gebrochenen Herzens in Paris. Luise, geb. 1806, war öfters gemüthsleidend; sie blieb unvermählt und starb 1880, tief betrauert von der Familie.

Ein Sohn aus erster Ehe, J. Georg, geb. 1794, war Pfarrer in Dällikon (siehe „Aus meiner Knabenzeit"), und eine Tochter aus zweiter Ehe, Maria, geb. 1803, Tante Marianne geheißen, war die Gattin des Pfarrers, später Dekans Wilh. Corrodi in Töß (siehe „Aus meiner Knabenzeit"). Das jüngste der Geschwister war mein seliger Vater, geb. 1804.

Das Haus zur Weinleiter, außen und innen überaus einfach, mit weiten Lauben und Schütteböden oder Räumen für Zehnten in natura, enthielt im zweiten Stockwerk ein Eckstübchen, das sich durch hübsches Getäfel und eine uralte gewölbte Balkendecke mit Rosetten auszeichnete. In diesem hauste Verfasser dieser Schrift mehrere Jahre hindurch vor seiner Verheiratung.

Paul Ulrich fec.
1901.

Paul Ulrich fec.
1901.

Nach dem Hinschiede des Herrn Chorherrn verblieb die Wittwe in der Wohnung. 1841 jedoch erwarb mein sel. Vater das Haus zur Weinleiter, sowie das anstoßende zum Loch, jetzt Münsterhaus, vom Staate. Letzteres Haus verkaufte er sofort wieder an Herrn J. Bremi, geb. 1791, den tüchtigen Drechslermeister und Naturforscher, der gehörlos war. (Siehe dessen Lebensabriß „Das durchstochene Ohr").

Es fand nun ein Umbau statt. — Aus dem Gärtchen wurde ein freier Platz, ins Erdgeschoß wurde die Buchhandlung verlegt, ins erste Stockwerk die Buchdruckerei, ins zweite die Lithographie und bald auch, von 1845—1860, wo das Blatt nach Bern überging, das Redactionsbüreau der Eidgenössischen Zeitung. Redactoren waren anfänglich die Herren Heinrich und Otto Schultheß im Magazinhof, dann der spätere Stadtschreiber B. Spyri und für die Handelsfragen Herr Otto Marschall von Biberstein. Das neu aufgeführte dritte Stockwerk bewohnten wir.

An die Zeit, die ich in der Weinleiter verbrachte, 1842—1850, 1853, 1856—1862, reihen sich für mich natürlich viele Erinnerungen. Ehe ich solche kurz berühre, will ich aber die Umgebung des Hauses beschreiben.

Rechts nebenan und vorspringend stand und steht heute noch das Haus „zum Loch", zu oberst an der Römer- vormals Kirchgasse gelegen, ursprünglich angelehnt an die älteste Ringmauer der Stadt. Es knüpft sich an dieses einst in vornehmem Styl gebaute Haus die liebliche Sage von Kaiser Carolus und der Schlange. Um 1220 gehörte es der ritterlichen Familie Wisso (urkundlich 1149), die um 1400 erlosch. Die Wisso waren Amtsleute der Herzoge von Zähringen. Der ehemalige stattliche, mit Wappen reich bemalte Rittersaal befindet sich nun, teilweise neu construirt, im Besitz des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Ritter Wisso, in die Verschwörung gegen Bürgermeister Brun verwickelt, fiel in der Mordnacht 1350, woraufhin der Rat das Haus confiszirte und an Elisabeth Schwend 1354 verkaufte. — 1392 wurde es ein Chorherrenhof. Nach der Reformation ward das Loch dem jeweiligen Latein-Hauptlehrer am Carolinum eingeräumt, zuletzt dem gelehrten Chorherrn D. H. Bremi. Nach der Aufhebung des Stiftes 1832 befanden sich darin die Gymnasialklassen bis 1842, wo das neue Kantonsschul-Gebäude dieselben aufnahm und das Haus zum Loch käuflich an den schon genannten Herrn J. Bremi überging, der es völlig umbauen ließ. Eine Reihe von Jahren wohnte im zweiten Stock mein Oheim, J. Schultheß-Burkhard. Jetziger Eigentümer ist Bremi's Enkel, J. Bremi-Uhlmann, Spielwaarenhandlung J. Bremi.

Links an der Münstergasse lag und liegt das Haus „**zum Löwenstein**“, in den vierziger Jahren im Besitz des Salzfaktors Bleuler, geb. 1783, dessen Bruder Salomon Oberst in französischen Diensten gewesen, dann in demjenigen der Erben des Dr. med. Rahn, geb. 1749, später Eigentum des Herrn Paul Bartenfeld-Wirth, geb. 1822, gest. 1900, Posamenter. Gegenwärtig gehört das Haus den Erben des letztgenannten.

Diesem Hause gegenüber befand sich wie jetzt das Haus „**zur blauen Fahne**“, einst der Stifts-Propstei gehörig, von 1469 ab unter dem Namen „zu dem blawen Fan“ erscheinend, der Wohnsitz eines Chorherrn. 1515 soll in demselben der päpstliche Legat in der Schweiz residirt haben. Der letzte Besitzer dieses Chorherrenhofes war Peter Grebel, der, dem alten Glauben treu bleibend, 1526 nach Aachen zog. Von diesem stammt im Erdgeschoß rechts ein hoher Prunksaal mit Grebel- und andern Wappen in Farben aus dem XV. und XVI. Jahrhundert. Dieser Saal wurde später zu einem Weinkeller degradirt. Bei einer Umbaute, ich glaube in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, betrachtete ich, später Nachkomme des altadeligen Geschlechtes Grebel von Mutterseite her, nicht ohne wehmütige Gefühle die verblaßten, der Zerstörung preisgegebenen Bilder dieses sog. Wappenkellers. Sic transit gloria mundi! —

Im vorigen Jahrhundert waren Eigentümer dieses Hauses Herr Bauherr Paulus Schultheß, geb. 1773, später die Familie Steiner-Heß. Jetzt befindet sich im Parterre der blauen Fahne eine stark besuchte Bierhalle mit Garten, eine Straße führt durch das Haus nach der obern Zäune.

Nebenan, genau gegenüber der Weinleiter, war und ist das Haus „**zur Winde**“, vielleicht ursprünglich ein Turm, urkundlich schon 1272; es gehörte 1292 der Gattin des Ritters Kuno von Tübelnstein. Ihr Sohn Johannes verkaufte es an Propst und Kapitel Großmünster. Nach der Reformation wurde es Chorherren eingeräumt, zunächst dem Chorherrn Erasmus Schmid in Stein a./Rh., nachher vom Stift anderswie benützt. Mehrere Jahre diente es hierauf einer Elementarklasse unter einem Präceptor und je einer Predigerswittwe zu geringem Miethzins als Wohnung. Anno 1835 gelangte die Winde in Privathände und wurde völlig umgebaut. Gegenwärtig (1900) gehört sie dem Herrn Spengler Wolff.

An die Winde reiht sich das „**Grünschloß**“ an, anfänglich des Custor's Hof, später, 1357—1372, des Propstes Hof. Nach dem Wegzug des Propstes in die spätere Stiftsverwalterei zogen Chorherren ein, so 1430—1450 der gelehrte Felix Hemmerlin, der bekanntlich gegen das unsittliche Leben vieler

Geistlicher seiner Zeit in Wort und Schrift scharf auftrat, und namentlich die Schwyzer in seinem Buch vom Adel schmähte und verspottete. Er wurde von den Eidgenossen gefangen genommen, nach Constanz und nach Luzern gebracht, wo er bei den Barfüßern starb. 1525 hieß das Haus „Hof zum grünen Schloß". Nach dem Tode des damaligen Insassen, „Anthony Walder des Sengers" in der Schlacht bei Kappel 1531, bewohnten es Antistes Bullinger und die Wittwe Zwingli's bis 1536, nach ihnen wieder Chorherren und Prädikanten. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts wohnte darin die Familie Hirzel, a. Chorherr und Professor Heinrich Hirzel, geb. 1765, und Salomon, Oberstlieutenant, geb. 1762; später verkaufte es der Staat, wie früher gesagt, an Goldschmied Fries, der es umbaute. Von dessen Erben erwarben es die Eigentümer des Tagblattes der Stadt Zürich, die das Erdgeschoß und erste Stockwerk zu Geschäftszwecken einrichteten und im Garten ein großes Buchdruckerei-Gebäude aufführen ließen. In ihrem Besitze (Erben des Herrn Oberrichter Dr. Ulrich sel., geb. 1796, dessen Druckerei sich noch im Haus zum Goldstein an der Münstergasse befunden hatte), sehen wir das Grünschloß heute noch, als das „Berichthaus" der Stadt Zürich.

Auf letzteres folgt, durch einen Garten getrennt, das **Pfarrhaus** zum Großmünster. Es war 1357 B. Göttli's, 1430 Salzmann's Hof, ward 1468 umgebaut und bis zur Reformation Amtswohnung des Custos, resp. desjenigen Chorherrn, der die Sakristei zu verwalten hatte. Nach der Reformation übergab der Staat das übrigens baufällige Haus dem Antistes Bullinger, der es renoviren ließ. Seither gehörte es dem jeweiligen Antistes der z. Kirche, von 1833 ab dem ersten Geistlichen am Großmünster als Amtswohnung. In meiner Knabenzeit war es Herr Antistes Dr. Geßner, geb. 1765, dann Prof. Dr. Alexander Schweizer, geb. 1808, nach ihm Antistes Dr. G. Finsler, geb. 1819, der letzte Antistes der z. Kirche, und gegenwärtig ist es von Herrn Pfarrer Rudolf Finsler, geb. 1861, Sohn des letztgenannten, bewohnt.

Auf dieses Haus folgte ein freier Platz, auf dem früher das Chorherrenhaus „zur Müsegg" gestanden hatte, und der 1859 zum Bau der Kapelle (für Nachmittagsgottesdienste, Kinderlehren, den französischen Gottesdienst ꝛc.) benützt wurde. Nebenan befindet sich ein Brunnen. Gegenüber, im Eckhaus nach der Neustadt, der sog. **Provisorei**, wohnte in den vierziger Jahren der alt Provisor (zweiter Lateinlehrer) Hafner, geb. 1769, mit seiner Familie. Ich sah diesen alten, festgebauten Herrn etwa ausgehen. Als Beleg

dafür, was für komische und kindische Einfälle ich Ende der dreißiger Jahre hatte, diene, daß es mich, wie ich mich noch deutlich erinnere, lebhaft interessirte, wer wohl in einem Ringkampf siegen würde, ob besagter Herr Provisor Hafner oder der ebenfalls sehr starkgebaute Herr Diakon Fäsi. Letztgenanntes Haus gehört jetzt dem Herrn Bosch-Schaufelberger. Gegenüber, durch die Neustadtgasse geschieden, an welcher oben der Grundstein, das älteste bekannte Schultheissenhaus, liegt das Haus „zur Hul"-Säule, die Amtswohnung U. Zwingli's 1522—24, dann 1524—25 des Reformators Jakob Ceporinus, 1525—63 des Conrad Pelicanus und 1563—76 des Chronisten Josias Simmler.

Im letzten Jahrhundert gehörte dieses Haus der Familie Spöndly, Prof. Dr. med. Hs. Cd. Spöndly-Nüscheler, geb. 1770, und dessen Sohn, Prof. Dr. med. Heinrich Spöndly-Hafner, geb. 1824.

Dem Haus zur Weinleiter gegenüber befand sich das an die Großmünsterkirche angebaute **Chorherren-Gebäude**, das wohl schon aus der Zeit (X. oder XI. Jahrhundert) stammt, da zur Besorgung des Gottesdienstes am Großmünster eine Congregatio Canonicorum oder fratrum errichtet wurde. Bis zum XIII. Jahrhundert wohnten die Geistlichen gemeinsam in diesem Gebäude, dann bezogen sie Chorherrenhöfe rings um das Münster. Im Stiftsgebäude (1273 hieß es oft einfach „Schule") hatten sie eine Trinkstube und Sommerlaube, zu der später auch andere Geistliche und Weltliche Zutritt erhielten, und wo es zu Waldmann's Zeiten oft lärmend zugegangen sein soll. Es bildete sich eine geschlossene Gesellschaft, deren Mitglieder einen Jahresbeitrag (Stubenhitzen) zahlten und am Neujahrs- und Berchtoldstag Mahlzeiten hielten. Diese Gesellschaft blieb auch nach der Reformation bestehen und erweiterte sich. Im Jahr 1673 stiftete sie den Prediger Wittwen- und Waisenfond, seit 1779 gab sie Neujahrsblätter heraus, und 1803 gründete sie ein Lesekabinet, aus dem sich allmälig das Museum entwickelte.

Heute noch erinnert die sog. „Gelehrte Gesellschaft", die nunmehr die Neujahrsblätter des Waisenhauses besorgt, an dieses alte Institut.

Zu wiederholten Malen ward das Gebäude umgebaut und erhöht. Nach der Reformation dienten die Räumlichkeiten zu allerlei geselligen Zwecken. Nach der Aufhebung des Stiftes 1832 aber löste sich 1836 die Chorherren-Gesellschaft auf und vermachte ihr Vermögen nebst einigen prächtigen Ehrengeschirren der Stadtbibliothek.

Weitere Bestandteile des im Quadrat gebauten Hauses bildeten der Kreuzgang, wahrscheinlich aus dem XII. Jahrhundert stammend, im romanischen Baustyl aufgeführt, und mit höchst charakteristischen Sculpturen, ähnlich denjenigen der Kirche, 1850 beim Neubau des Chorherrengebäudes styl- und pietätsvoll erneuert; die St. Jakobskapelle im Kreuzgärtlein, gestiftet von Ritter Heinrich Göldli, Besitzer des Manessenturmes an der Brunngasse, 1413, an der Stelle, wo jetzt ein Brunnen mit der Statue des Carolus magnus steht; die Marien- oder Unserer Lieben Frauen-Kapelle mit drei Altären im Erdgeschoß gegen N.-W., darüber die St. Michaels-Kapelle; das Kapitelhaus (urkundlich 1240), an den Chor der Kirche angelehnt; die Liberey; das Dormitorium (Dormenter); der Schenkhof oder das Cellarium, wohin bis 1832 die Zehnten an Trauben abgeliefert wurden; endlich die Stiftsschule. 1259 erscheint ein Stiftscantor, Conrad von Mure, und bald darauf, 1271, ein Schulherr oder scolasticus. Bei der Reformation mußten die Lokalitäten erweitert werden. Die „Neue Schule" wurde 1570 feierlich eingeweiht.

Nach der Reformation verblieben in dem Gebäude die Lehrzimmer der Stiftsschule, seit 1803 nahm dasselbe Abteilungen der Bürgerschule, die Stiftsbibliothek, die Zimmer des Examinatoren-Convents, die französische Kirche ꝛc. auf. Nach Aufhebung des Chorherren-Stiftes 1832 und nach Vollendung der Kantonsschule 1842 wurde dasselbe vermiethet, 1845 an eine Gesellschaft verkauft und endlich 1850 von der Stadt erworben zum Neubau eines Mädchenschulgebäudes, das 1853 feierlich eingeweiht und bezogen wurde.

Vor dem letzten Umbau war das Chorherrengebäude viel niedriger und äußerst einfach. Auf der Ostseite gegenüber dem Antistitium führte eine hölzerne gedeckte Doppelstiege (wie über dem Haupteingang des Großmünsters) zum ersten Stockwerk, das die Schulstuben umfaßte.

Der Großmünsterplatz war teilweise mit Kastanienbäumen bepflanzt, oben durch ein eisernes Portal, einst das sog. Obere Thor oder Käppeli, und durch ein Geländer für den Wagenverkehr abgesperrt.

Hier war ursprünglich der obere **Fried- oder Kirchhof** der Propstei, der untere lag südlich gegen Oberdorf, auch mit einem Thore, (1256 cimiterium prope domum C. militis dicto Wellin und 1408 atrium superius). Auf beiden Friedhöfen befanden sich Beinhäuser. Erst 1786, nachdem an anderen Stellen Friedhöfe errichtet worden (Predigerplatz, Krautgarten), wurden obige völlig aufgegeben, verebnet und 1868 von der Stadt als freier Reichsboden übernommen.

Verfasser erinnert sich noch wohl, wie beim Umhauen der Bäume zur Zeit des Schulhausbaues 1850 zahlreiche Gebeine zum Vorschein kamen.

Die **Großmünsterkirche**, wohl schon im X. oder XI. Jahrhundert erbaut, zur Reformationszeit all' ihres Schmuckes beraubt, hat zu meinen Lebzeiten verschiedene bauliche Veränderungen erfahren. Der Haupteingang ist unter Beseitigung der häßlichen Doppeltreppe zur Empore frei gelegt, der Chor wieder mit dem Schiff der Kirche verbunden und für den Jugendunterricht, Taufen ꝛc., wie früher bemerkt, eine Kapelle beim Antistitium gebaut worden, auch eine Orgel wurde wieder angeschafft, deren die Gemeinde seit der Bilderstürmerei entbehrt hatte.

Neuestens, von 1897 an, hat man im Innern die Mauern, so weit möglich, von der Tünche befreit, wobei allerlei, freilich ganz verblichene Wandmalereien, Heiligenbilder, Familienwappen ꝛc. zum Vorschein kamen und unter kundiger Leitung restaurirt wurden *. Aber noch bleibt unendlich viel zu thun, um das altehrwürdige Gotteshaus, die erste Kirche des Kantons, innen und außen würdig herzustellen.

Möge das angetretene Jahrhundert Versäumtes nachholen!

Und nun zu meinen persönlichen Erinnerungen zurück.

In den Jahren 1842—44 besuchte ich die **Realschule** im Fraumünsteramt, ungefähr da, wo jetzt das provisorische neue Stadthaus steht. Hauptlehrer (für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie) waren an Klasse I Herr J. J. Nägeli, V. D. M., geb. 1800, dessen Erzählungen aus der Schweizergeschichte, von patriotischer Wärme durchhaucht, uns Knaben sehr ansprachen; in Klasse II Herr Salomon Hafner, V. D. M., geb. 1779, ein Herr von gerader Haltung, mit buschigen Augenbrauen und etwas derben Manieren; an Klasse III Herr Gustav Schweizer, V. D. M., geb. 1799, der zu jener Zeit schon eine andere Orthographie anstrebte und privatim ein Rechtschreibbüchlein herausgab. Fachlehrer waren für Religion: Herr Heinrich Fries, Pfarrer am Waisenhaus, geb. 1797; für Rechnen und Geometrie: Herr Heinrich Hafner, Bruder von Salomon, geb. 1786, von stiller und ruhiger Natur; für Naturgeschichte Herr Dr. med. R. Heß, geb. 1803 (s. „Aus meiner Knabenzeit); für Zeichnen Herr J. J. Schweizer,

---

* Siehe R. Rahn. Das Großmünster. Zürich 1897.

geb. 1800, der vernünftigerweise die Schüler individualisirte und sie zeichnen ließ, was für jeden paßte; glücklicherweise war damals das gegenwärtige schablonenhafte Ornamentenzeichnen noch nicht erfunden; für Gesang: Herr J. Baumann, der mit seiner langweiligen Lehrmethode auch die begabteren Knaben abschreckte, und endlich fürs Schönschreiben: Herr Pfenninger, ein tüchtiger Calligraph, bei welchem ich später Privatstunden nahm.

Zu jener Zeit lieferten sich zuweilen die Schulknaben verschiedener Klassen oder Stadtquartiere kleine Schlachten, sei es auf dem Schulwege, sei es zu bestimmten Stunden auf Schanzengebiet. Besonders gefürchtet waren die „Niederdörfler".

Mit Jubel wurden stets die Frühlings- und Herbstmessen am obern und untern Hirschengraben begrüßt. Neben einer langen Reihe von Verkaufsläden gab es jeweilen zahlreiche Schaubuden, Carussels, Panorama's, Wachsfigurenkabinette, Bergwerke, Schießstände, Kasperletheater, Seiltänzer, Kuderfresser, und, was mir stets das liebste war, Menagerien. Das Interesse an letzteren ist mir bis zur Stunde geblieben.

Diese Kurzweil der Jugend hat in Zürich längst aufgehört, die Jahrmärkte sind als nicht mehr zeitgemäß eingegangen.

Die Sommer- und Herbstferien durfte ich gewöhnlich in verwandten Landpfarrhäusern verbringen (s. „Aus meiner Knabenzeit").

Anno 1843 kam meine einzige l. Schwester Anna, spätere Frau Fäsi-Schultheß, zur Welt.

Vita sine litteris
Mors est.

Gymnasialzeit.

1845—1849.

Zu Ostern 1845 erfolgte mein Eintritt ins untere **Gymnasium** im erst ein paar Jahre bestehenden Kantonsschulgebäude. Latein lehrte uns im ersten Semester Dr. Hermann Sauppe, dann Dr. Hch. Schweizer-Sidler, geb. 1815, der nach Sauppe's Weggang aus Aarau berufen worden, beides vortreffliche Lehrer. Den Geschichts- und Geographie-Unterricht erteilte Oberlehrer Hch. Grob, geb. 1812, den Religionsunterricht Herr Diakon von Orelli, geb. 1799, Mathematik Dr. J. Horner, Schönschreiben Herr Conrad Wirz, geb. 1811, Zeichnen Herr J. J. Schweizer, Singen Herr Krauskopf und Spalinger, und Turnen Herr Fries, V. D. M.

In dieses Jahr fiel mein erstes Alpenreischen unter Führung des Herrn Meyer-Biedermann, geb. 1799, mit dessen Sohn Fritz (später Meyer-Gottraux in Genua), Conrad Escher (Dr. Escher-Ziegler), Otto Pestalozzi (Pestalozzi-Stockar) ins Berneroberland. Herr M. ließ uns gleich tüchtig marschiren: Erster Tag: Alpnach — Brünig — Meyringen — Rosenlaui, wo uns ein Bad erfrischte. Zweiter Tag: Faulhorn, u. s. w. Mit C. Escher durfte ich reiten lernen, und im Winter folgte ein Tanzkurs unter dem gestrengen Tanzlehrer Riese, der seine „Scholaren und Scholarinnen" tüchtig drillte. Es bildete sich auch eine „Kameradschaft" von Altersgenossen (O. Pestalozzi, C. Escher, Georg Mousson, Fritz Meyer, Arnold Bürkli, Hans Locher und ich, wozu später Adolf v. Muralt und Alfred Dapples

sich gesellten), die nach längerer Pause während der Fremdezeit heute noch auf vier Mann, die längst ergraut und Großväter geworden, reduzirt, besteht, und sich im Winter, so weit möglich alle vierzehn Tage Sonntag Abends zu einem frugalen Mahle in den Wohnhäusern besammelt.

Zu Ostern 1846 Vorrücken in die II. Klasse unteres Gymnasium, an welcher damals der hochbegabte Dr. Joh. Frei Deutsch, der beliebte Oberlehrer Heinr. Grob Geschichte und Geographie lehrte. In letzterem Fach war mir das Kartenzeichnen das liebste. In der Geschichte wurde am untern Gymnasium allzu ausschließlich diejenige der alten Griechen und Römer docirt, so daß für alle solche, welche nicht nachher anderswo Geschichtsunterricht hörten, eine bedenkliche Lücke blieb. Statt Griechisch bei Prof. Dr. G. Baiter, geb. 1801, nahm ich Französisch bei Carl Keller, dem verdienten Musikfreunde.

1847 erfolgte meine Promotion in die III. Klasse, in der wie in der IV. Herr Pfarrer Felix Weiß im Rennweg in langsamem Tempo, aber auf so gründliche Weise Latein lehrte, daß ich es wesentlich ihm danke, wenn ich gegenwärtig noch ordentlich in dieser herrlichen Sprache zu Hause bin. Um so weniger leistete ich in der Mathematik bei Dr. J. Horner, geb. 1804, während mein Rivale, Heinrich Wild (später Professor und Direktor des astronomischen Observatoriums zu St. Petersburg, k. russischer Staatsrat und geadelt) diese mir durchaus unverdauliche Kost spielend bewältigte. Mit dem vor etlichen Jahren nach Zürich zurückgekehrten ehemaligen Schulkameraden erinnere ich mich im Scherze noch dann und wann jener für ihn angenehmen, für mich qualvollen Stunden.

Das Jahr 1847 war ein politisch sehr aufgeregtes. Sieben schweizerische Kantone wollten dem neuen Bundesvertrage, der ihre politischen Rechte schmälerte, nicht beitreten, und schlossen ein eigenes Bündniß (Sonderbund). Mit Waffengewalt sollten sie dazu gezwungen werden. Als Inf.-Bataillonschef bei der Landwehr rückte mein Vater, wie manche seiner Freunde gegen seine politische Überzeugung mit ins Feld und befehligte vorübergehend die erste Reservebrigade (Bernold) der Division Gmür. Am 14. November, seinem Namenstage, hatte er sein Stabsquartier in Ottenbach, und dort durfte ich ihn mit Onkel Hans besuchen.

Der erste Militär, dem wir begegneten, war Stabsfourier J. O., sonst Gehilfe in der Buchhandlung F. S. Das Dorf war überfüllt mit Mannschaften, im Pfarrhaus lagen 16 Offiziere und 4 Bediente. Sehr unvorsichtig benahm sich der auf Seite der Sonderbündischen stehende Orts-

pfarrer Tappolet, so daß nur das Dazwischentreten meines Vaters ihn vor Mißhandlungen schützte.

In dieses Jahr fiel der Tod meiner l. Großmutter, Frau Dorothea von Grebel, geb. Lavater, einer entfernten Verwandten des berühmten J. C. Lavater. Ihr religiöser Sinn hielt die wackere Frau aufrecht bei den schweren Schicksalsschlägen, die sie in ihrer Ehe erfahren mußte.

Zu Ostern 1848 rückte ich in die IV., letzte Klasse U.-G. und zwar als Primus vor. In meiner Klasse befanden sich auch ein paar Söhne deutscher Flüchtlinge, so Arnold Ruge. In diesem Jahre wurde mein l. Bruder Adolf geboren.

Confirmirt wurde ich durch Herrn Professor Helfer Heß, geb. 1789, zum Sternen, mittlere Kirchgasse (zusammen mit Arnold Bürkli, O. Pestalozzi, Hans Freudweiler, H. Landis von Richtersweil und ein paar andern Altersgenossen).

Von Ostern 1849 an besuchte ich einzelne Fächer der obern Industrieschule, Französisch bei Herrn Pfarrer Caumont, Italienisch bei Herrn Dekan Wolf, geb. 1801, und nahm daneben wöchentlich vier Privatstunden in der von mir bevorzugten englischen Sprache bei dem guten Praktiker Hegner-Hirzel, geb. 1801, an der Römergasse. Meine Lieblingsschriftsteller waren W. Scott, Bulwer und Dickens. In der Conversation brachte ich es so weit, geborne Engländer zu verstehen. Das Französische setzte ich zweimal wöchentlich fort bei Herrn Altermatt-Fries, damals im Grünschloß. Schade, daß es mir nicht vergönnt war, mindestens ein halbes Jahr in der romanischen Schweiz zu verbringen, was bei meiner Leichtigkeit, moderne Sprachen zu erlernen, genügt hätte, aus mir einen perfecten Franzosen zu machen. Auch wäre mir in diesem meinem letzten Jahre vor der Fremdezeit noch ein Kursus in der neueren und neuesten Geschichte, sowie der Literaturgeschichte und den Elementen der Handelswissenschaft für mein späteres Leben sehr zu statten gekommen, während die von mir damals dem Studium der englischen Sprache gewidmete Zeit ohne Nachtheil hätte etwas reduzirt werden dürfen.

Für Zöglinge des Buchhandels wäre nach meinem Dafürhalten der Besuch eines Realgymnasiums das zweckmäßigste. Diese Anstalt müßte drei untere und drei obere Klassen umfassen. Neben Latein, an dem ich als trefflicher Grundlage festhalte, müßten folgende Fächer, möglichst mit Rücksicht auf den Gebrauch im Leben, gelehrt werden: Deutsche Sprache und Literatur, Geschichte (alte nur cursorisch) und Geographie, Französisch,

Englisch oder Italienisch, praktisches Rechnen, die Elemente der Handelswissenschaften, Calligraphie.

Schon in diesen Cursen sollte der Grundsatz gelten: „Time is money“.

Jünglinge, welche später studiren wollen, mögen dagegen ein reines Gymnasium durchlaufen, wo das praktische Studium hinter dem klassischen zurücktritt.

Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus,
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

In der Fremde.

1850—1855.

Am 1. Mai 1850 nahm ich **Abſchied vom Elternhaus**, um in der Wohler'ſchen Buchhandlung in Ulm in die Lehre zu treten, denn es galt für ausgemacht, daß ich Buchhändler werde, obſchon ich mehr Luſt gehabt hätte, zu ſtudiren. Der Inhaber, Ferdinand Lindemann aus Lüneburg, war, wie auch ſein Bruder Heinrich, ſpäter H. Lindemann's Buchhandlung in Stuttgart, Gehilfe im väterlichen Geſchäfte zu Zürich geweſen.

Meine Kameraden ſchenkten mir zum Andenken Daguerreotyp-Portraits (je drei und drei beiſammen), die, freilich ſehr verblichen, zur Stunde noch vorhanden ſind. Eine andere Abſchiedsgabe bildete die Biographie von Friedrich Perthes, dem berühmten Buchhändler und Patrioten.

Es zeigte ſich nun bald, daß die Verhältniſſe dieſer Handlung doch gar zu eng ſeien, und ich ſiedelte im November nach Stuttgart über, welche Stadt für meinen Beruf eine ungleich größere Bedeutung hatte, und wo ich in der Carl Franz Köhler'ſchen Buchhandlung, Königsſtraße, meine Lehre fortſetzte und Ende 1852 beendigte. Eigentümer war Herr Köhler in Leipzig, Geſchäftsführer ein Herr Hugo Liebig. Dort traf ich einen Landsmann als angehenden Gehilfen, J. Huber (ſpäter Inhaber von J. Huber's Buchhandlung in Frauenfeld) und den längſt in den Ruheſtand getretenen Julius Aigner (ſpäter Inhaber von J. Aigner's Buchhandlung in Ludwigsburg.

In diesem Geschäfte kamen mir allerlei Notabilitäten zu Gesicht. Zwei junge Großfürsten aus St. Petersburg, die anno 1851 im Schlosse zu Besuch waren, machten ihre Einkäufe; Prinz Hermann von Sachsen-Weimar zeigte sich mehrmals; große Freude entstand jeweilen in den Magazinen Stuttgarts, wenn der alte Fürst Egon von Fürstenberg aus Donaueschingen erschien, denn dieser steinreiche, leutselige Herr kaufte in großem Style ein. Eines Tages trat ein mir unbekannter corpulenter Herr mittleren Alters, dem Anschein nach ein bon vivant, in den Laden, um irgend eine Brochüre zu holen. Nachher vernahm ich, daß es Hofrat W. Hackländer gewesen sei, der berühmte Militärschriftsteller, welcher 1848 zur Suite Radetzky's in Italien gehörte und teilnahm an den Orientfahrten zum Ankauf arabischer Pferde für den k. Marstall und das Gestüt. Welche Enttäuschung für mich, der ich in Zürich noch seine Wachtstubenabenteuer, den italienischen Feldzug 1848/49 ꝛc. mit Heißhunger gelesen, und mir unter dem Autor einen jüngern Mann von militärischem, schneidigem Äußern vorgestellt hatte. — In jenen Jahren gab bei der K. Franz Köhler'schen Buchhandlung Oberst von Hardegg, der spätere General und Kriegsminister, Studien zur Kriegsgeschichte heraus, die jedoch aus Ängstlichkeit des gelehrten Verfassers fast nicht fertig werden wollten. Hie und da sprach der bekannte Historiker Wolfgang Menzel vor, und einmal auf der Durchreise erschien der berühmte Geograph Prof. Dr. Ritter aus Berlin im Geschäftslokale.

Ich wohnte anfänglich bei Herrn C. P. Scheitlin aus St. Gallen, der kurz vorher in Stuttgart eine Verlagshandlung gegründet hatte, und fühlte mich in dessen Familie bald wie zu Hause. Herr Scheitlin, damals im kräftigsten Mannesalter und rastlos thätig, lebt (1900) noch als neunzigjähriger Greis mit einer Tochter in Horn bei Rorschach am Bodensee. In meiner Mußezeit las ich viel, namentlich literaturgeschichtliche Werke, aus denen ich für mich tabellarische Auszüge machte und meinem Gedächtniß einprägte. Daneben setzte ich das Studium des Englischen bei einem Privatlehrer fort und übte mich in der französischen Conversation auf Spaziergängen mit jungen Landsleuten aus der Westschweiz, die ich Gelegenheit hatte in Stuttgart kennen zu lernen. In der schwäbischen Residenzstadt mit damals circa 60,000 Einwohnern und in ihren reizenden Umgebungen, die ich an Sonntagen fleißig durchstreifte, gefiel es mir überaus wohl. Von jener Zeit her ist mir meine Vorliebe für das wackere, gemüthvolle Volk der Schwaben geblieben. Unter den dortigen Firmen waren die bedeutendsten

die J. G. Cotta'sche, die eben begann, ihre deutschen Klassiker in zierlichen Miniaturausgaben erscheinen zu lassen, und die Carl Hoffmann'sche Verlagshandlung am Feuersee; noch ein Anfänger im Verlegen war Ed. Hallberger, der spätere große Buchhändler.

Einmal erhielt ich den Besuch meiner l. Eltern, ein anderes Mal denjenigen meines Jugendfreundes O. Pestalozzi aus Zürich.

Rasch eilten die paar Jahre dahin.

Da sich keine passende Gehilfenstelle für mich zeigte, verbrachte ich das Jahr 1853 im väterlichen Geschäfte in Zürich und bestand die erste Hälfte der Infanterie-Offiziers-Aspirantenschule, an welcher auch einige Glarner teilnahmen. Damals waren die Dienstvorschriften und Uniformen nach französischem Zuschnitt. Das Inf.-Bataillon zählte 6 Compagnien à circa 108 Mann; Comp. 1 und 6 waren sog. Jägercompagnien, 1 mit feinerem Gewehr, 2—5 Füsiliere. Der Bataillonsstab bestand aus 1 Commandanten, 1 Major, 1 Aidemajor, 1 Quartiermeister, 1 Bataillonsarzt mit Hauptmannsrang, 2 Unterärzten. Die Heranbildung der Offiziere und Mannschaften geschah durch eigne Instruktoren. Als Exerzierplätze dienten die obere Platzpromenade, die Ägerten bei Wiedikon und die Wollishofer-Allmend. Dort wurde die Soldatenschule, Pelotonsschule an Schnüren und mit Mannschaft, die Compagnie- und Bataillonsschule fleißig geübt, um vor dem scharfen Blick des kantonalen Herrn Militärdirektors zu bestehen.

In diesem Jahre fand die fünfhundertjährige Jubelfeier des Beitritts Berns zum eidgenössischen Bunde statt, wozu ich vom damaligen Associé meines Vaters, dem Besitzer der Stämpfli'schen Buchdruckerei in Bern, Herrn Staatsschreiber Hünerwadel, eingeladen wurde. Der prachtvolle historische Umzug gehörte zum Schönsten, was ich je sah. Ganz besonders imponirte mir die Zahl der Trophäen aus den Burgunderkriegen, die auserwählte kräftige Mannschaft und die vielen schönen Pferde, die aus dem ganzen Kanton zu diesem Festzuge hergeholt wurden.

Zum 1. Januar 1854 bezog ich eine Buchhändler-Gehilfenstelle in Wien bei Tendler & Co. am Graben; Besitzer Carl Fromme aus Haarburg und Sylvester Pötzelberger aus Steyr, beides noch junge Leute. Der Verkehr in dem freilich dunkeln Laden war ein recht lebhafter. Zu den angesehensten Firmen gehörten C. Gerold & Co., Wilhelm Braumüller, L. Seidel (für Militärwissenschaften).

An einem der ersten Tage nach meiner Ankunft fand der feierliche Einzug des neuvermählten Kaisers Franz Joseph I. mit seiner in jugendlicher Schönheit strahlenden Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Herzogs in Bayern, in die Residenz statt. Aus meinem Gasthofe zum Wilden Mann an der engen Kärnthnerstraße hatte ich die beste Gelegenheit, das glänzende Schauspiel mitanzusehen. Unter den Persönlichkeiten prägte sich mir die ritterliche Gestalt des Reitergenerals Schlick besonders ein. Welch' tragisches Schicksal traf später das österreichische Kaiserhaus!

Das schöne Wien mit seinen fröhlichen Bewohnern, die reizende Umgebung, die starke Garnison in ihrer geschmackvollen Uniformirung gefielen mir in hohem Maße. Ich verbrachte meine Mußezeit oft im Kreise junger Berufsgenossen und Buchhändlers-Söhne, wie Theodor Ackermann aus München, C. Könitzer aus Frankfurt a. M., C. Reitzel aus Kopenhagen und Theodor Einhorn (E. F. Steinacker) aus Leipzig, oder zusammen mit schweizerischen Studirenden der Medizin, wie Wilhelm Meyer, meinem spätern Schwager, Fritz Horner, Adolf Nüscheler, F. Ernst, Glättli, alle aus Zürich; Fetscherin aus Bern, Haffter aus Weinfelden, Schuler aus Glarus, Wyß aus Hünenberg (Kt. Zug), u. A.

Einen hohen Genuß bereitete mir einmal eine Fahrt auf der Donau nach Pesth-Ofen. (Siehe Bilder aus Ulm, p. 95).

Zu Ende des Jahres 1854 verließ ich Wien zu meiner weitern Ausbildung in Leipzig.

In Leipzig im Hause unseres Commissionärs Wilhelm Einhorn (Firma E. F. Steinacker), der von der Pike auf dienend, unbemittelt und mit wenig Schulbildung, es verstanden hatte, einer der angesehensten Commissionäre zu werden, arbeitete ich während der ersten fünf Monate des Jahres 1855. Im Gegensatz zu Stuttgart und Wien fand ich hier ein gut geleitetes und wohl organisirtes Geschäft. — Auch die Stadt, obschon viel kleiner als Wien, imponirte mir durch ihre Solidität und ihren blühenden Handel. — Ich erfreute mich der Gastfreundschaft der Familien Einhorn, Sal. Hirzel, Buchhändler, Caspar Hirzel, schweizerischer Consul, Dr. Heinrich Hirzel, jetzt Consul, Chemiker, und J. Blaß, Pastor an der reformirten Kirche.

Salomon Hirzel aus Zürich, ein stiller, feingebildeter Herr, mit sarkastischem Witze begabt, der später das Glück hatte, Gustav Freytag als Autor zu gewinnen, nahm als Verleger eine sehr geachtete Stellung ein. Mit seiner Gattin, geb. Reimer, einer lieblichen, etwa 18 Jahre alten

Tochter Ottilie, später Frau Bädeker, und einem Söhnchen bewohnte er ein hübsches Haus mit Garten in einer der Vorstädte. Ebenfalls in einer Vorstadt besaß sein Bruder, Caspar Hirzel-Lampe, ein munterer, etwas derber und unruhiger Mann mit zahlreicher Familie, ein größeres Haus (nahe bei der Milchinsel). Dr. Heinrich Hirzel, Docent der Chemie an der Universität Leipzig, von dem wir jungen Zürcher öfters eingeladen wurden, trat damals eben in den Ehestand, erwarb sodann eine große chemische Fabrik und ist zur Zeit schweizerischer Consul und würdiger Senior der dortigen Schweizer. Herr Blaß, Bruder des Herrn H. Blaß-Lavater in Zürich, und Herr Howard waren zu jener Zeit die beiden reformirten Prediger.

Gerne besuchte ich auch die dortige Schweizergesellschaft, (Vorsitzender Consul C. Hirzel), wo ich unter andern die zürcherischen jus-Studirenden Conrad Escher, Hermann Meyer (später Dr. Meyer-Zeller), sowie C. Ulrich (später Ulrich-Gysi), Buchhandlungsgehilfe, traf. Ein paar Mal hatte ich Gelegenheit, die berühmten Gewandhaus-Konzerte zu hören.

Am Jahresfest des Schweizervereins, an dem auch Schweizerstudenten aus Halle und Jena teilnahmen, wurde von einigen jüngern Kräften, zu denen ich mich gesellte, ein Theaterstück aufgeführt. Mit Gesangseinlagen erntete ich großen Beifall. Bei dieser Gelegenheit sah ich den Consul C. H. in Gala, einem mit Alpenrosen bestickten Frack und, wenn ich mich nicht täusche, einem Degen an der Seite.

Einst benutzte ich zwei Feiertage zu einem Ausflug nach Berlin, der nunmehrigen mächtigen Kaiserstadt, wo ich die Zürcher jus-Studenten M. Römer, später Stadtpräsident, und C. Escher traf, welch' letzterer mittlerweile Leipzig mit Berlin vertauscht hatte; mein Quartier nahm ich bei Freund Hans Freudweiler aus Zürich. — Die Berliner Eindrücke sind indeß meinem Gedächtniß völlig entschwunden.

Dann Mitte Mai 1855 vertauschte ich Leipzig mit Mainz, wo sich mir in der blühenden Sortiments- und Kunsthandlung P. von Zabern am Domplatz eine Volontärstelle geboten hatte. Herr von Zabern war ein lebhafter, umsichtiger Geschäftsmann. — In Mainz, dem Bischofssitze, ward mir am St. Bonifazius-Jubiläum der Anblick einer großen Prozession zu Teil. Bischof war damals der streitbare Ketteler. In der starken Bundesfestung wimmelte es von Militär (Oesterreicher, Preußen, Hessen, letztere in Castel); abwechselnd war das eine Jahr ein österreichischer General Gouverneur, ein preußischer Festungskommandant und umgekehrt. Wenn ich mich nicht täusche, war ein Schweizer, von Thormann aus Bern,

Hauptmann bei den dortigen österreichiſchen Genietruppen, nach ihm A. Vögeli aus Zürich. Paraden, Wachparaden boten eine vorzügliche Muſik.

Im Spätherbſt verließ ich die Stadt Gutenbergs, um via Oſtende, London, Calais, Paris, was Alles freilich nur ein paar Wochen in Anſpruch nahm, bleibend nach Hauſe zurückzukehren. In London wohnte ich golden square Nr. 6, wo früher O. Peſtalozzi, beſuchte auch den Cristal Palace in Sydenham, und brachte einen halben Tag auf dem Lande, in dem reizenden Esher in einer vornehmen Villa zu, in welcher bei der Tochter eines Lords Fräulein Emilie Baiter, Tochter des Profeſſors, von Zürich, Erzieherin war. Noch ſehe ich den herrlichen Park, die Wieſe, auf der ſich das feine Reitpferd des jungen Fräuleins tummelte, ſowie das idylliſche, epheuumrankte Dorfkirchlein vor mir. Die Pariſer Eindrücke ſind dagegen ziemlich verflogen.

Emsiges Ringen
Führt zum Gelingen,
Bauſt du nicht fort,
So ſtürzt Alles dir ein.
Nimmer verzagen,
Friſch wieder wagen,
Tröpflein auf Tröpflein
Durchhöhlt auch den Stein.

Im Berufe.

1856—1862.

Von meiner lieben Mutter war mir in der Weinleiter mein Stübchen recht wohnlich eingerichtet worden. Mein lieber Vater beſchäftigte mich im **Sortiment**, wo ich meine im Ausland erworbenen Kenntniſſe am beſten verwerthen konnte. Mit großer Pünktlichkeit ging Alles an die Arbeit und arbeitete von Morgens früh bis Abends ſpät. Beim Perſonal befanden ſich mehrere langjährige Angeſtellte von größtem Fleiß und unwandelbarer Treue, wie R. Koradi, jetzt ſchweiz. Conſul in Philadelphia, und J. Abegg, in der Buchhandlung; J. Eſchmann, Schriftſetzer und H. König, Maſchinenmeiſter, in der Druckerei; der wackere Magaziner Rudolf Hablützel, u. A. In dieſen Zeitabſchnitt fielen mehrere glückliche Verlagsunternehmungen, wie die „Schweizeriſche Volksbibliothek" und J. C. Bluntſchli's Geſetzes-Commentare.

In dem ſtillen Haushalt, denn meine Mutter war, da kränklich, faſt immer zu Hauſe und gönnte ſich wenig Erholung, mein Vater ging täglich Abends zu ſeinen Freunden nach ſeinem lieben „Baugarten" am See, — brachten für mich der **Militärdienſt**, II. Teil der Infanterie-Offiziers-Aſpirantenſchule, an deren Schluß ich zum zweiten Unterlieutenant befördert wurde, ſowie verſchiedene Fußreiſchen in den Alpen einige Abwechslung. Ich widmete mich auch eine Zeit lang der Inſtruktion der Zürcher Ka-

detten. Einmal mußte das Infanterie-Bataillon Schultheß (Schultheß-Peſtalozzi, Major der ſpätere Regierungsrat Walder, Quartiermeiſter Bodmer im Rennweg), dem ich als Lieutenant zugeteilt war, zu einer Übung nach Thun, wo auf der Allmend ein Zeltenlager bezogen wurde und wo es viel zu lernen gab. Der Bataillonschef und der Bataillonsarzt (Dr. Diener aus Fiſchenthal) waren von Haus aus mit viel Mutterwitz begabt, der ſich auch in der Uniform nicht verleugnete. Eines Morgens gleich nach der Tagwacht hörte ich erſtern von ſeinem Zelte aus mit lauter Stimme rufen: „Herr Dokter, Herr Dokter", der letztere erwiderte ebenſo laut aus ſeinem Zelte „da hockt er, da hockt er".

Mit Freund C. Vogler, jetzt Stadtforſtmeiſter in Schaffhauſen, machte ich eine größere Alpenwanderung, Zürich — Berneroberland — Gemmi — Zermatt, über das zwiſchen Monte Moro und Monte Roſa liegende Weißthor nach Macugnaga, Pallanza (Zuſammentreffen mit O. Peſtalozzi aus Mailand), und via Gotthard zurück. Die Tour von Zermatt nach Macugnaga wurde mit zwei erprobten Führern unternommen, es lief nicht ganz gefahrlos ab, da wir auf der Paßhöhe in einen dichten Nebel geriethen, der uns beim Abſtieg jede Ausſicht verdeckte. Wunderbar ſchön waren die tiefblauen, ſenkrechten Eiswände der Cima di Jazzi, die wir auf der Nordſeite umgingen.

Im Winter beſuchte ich als eifriger Tänzer gerne Bälle und Damengeſellſchaften, auch trat ich als Freund des Geſanges der Allg. Muſikgeſellſchaft bei.

Das Jahr 1860 aber brachte tiefe Trauer in unſern Familienkreis. Die liebevolle, treuſorgende Mutter erlag ihrer mehr und mehr ſich verſchlimmernden Magenkrankheit. Die Tochter Anna konnte noch zeitig aus ihrer Penſion in Neuchâtel heimgeholt und an ihr Sterbebett gebracht werden. Mein Vater bewies bei dieſer ſchweren Prüfung ſeine Seelenſtärke und Ergebenheit. Der Tochter fiel, noch ſo jung, die Aufgabe der Hausmutter zu.

Das Jahr 1862 wurde für mich das wichtigſte in meinem Leben, indem ich mich am 8. April mit der jüngſten Tochter des Herrn a. Stadtrat Wilhelm Meyer-Ott, Mathilde, geb. 1843, verlobte, die mir ſeit unſerer Verbindung bis zur Stunde in Freud und Leid liebevoll und treu zur Seite geſtanden iſt. Ihr Vater, geb. 1797, ein naher Freund meines Vaters, der ſich von den Geſchäften zurückgezogen hatte, ein Alt-Zürcher von hoher geiſtiger Begabung, bedeutendem Wiſſen und lauterſtem Cha-

rakter, beschäftigte sich mit Vorliebe mit historischen und militärhistorischen Arbeiten, von denen einige, im Druck erschienen, seinen Namen in weiten Kreisen bekannt und hochgeschätzt machten. Sein schlichtes, freundliches Wesen war jedermann sympathisch. (Siehe Biographie im Zürcher Taschenbuch 1879, verfaßt von seinem ältesten Sohn). Die Mutter, Caroline Ott, geb. 1806, eine durchaus aristokratische Erscheinung, fein gebildet und voll wohlwollender Güte, stand dem großen Haushalte trefflich vor. Der älteste Sohn, Fritz, geb. 1829, verheirathet mit Luise Burkhard, war damals Geistlicher in Riffersweil a. A., der jüngere Sohn, Wilhelm, geb. 1830, in glücklicher aber leider kurzer Ehe mit Emma Frei, Arzt in Dübendorf; sodann lebten im elterlichen Hause zu Stadelhofen die Tochter Anna, geb. 1831, die in ihrer Mußezeit wunderschön malte, und Cäcilie, geb. 1836, die spätere Frau Oberrichter Dr. von Wyß, welche an der Musik ihre Freude hatte und zu den besten Klavierspielerinnen gehörte.

In dem engern und weitern Familienkreise fand ich die freundlichste Aufnahme.

Mit meiner jungen Frau bezog ich die Wohnung im ersten Stockwerk des Hauses (zum St. Urban) meiner l. Schwiegereltern, in welcher vorher ihr Neffe, der Dichter Conrad Ferdinand Meyer, mit seiner Schwester Betsy gelebt hatte. Außer dem St. Urban gehörte meinen Schwiegereltern das sog. Unterhaus längs der Kanonen- jetzt Urbangasse, bewohnt von Fräulein Anna Ott, geb. 1802, Schwester meiner Schwiegermutter, einer hochbegabten ältern Dame, sowie von der Familie Oberrichter Dr. Meyer-Finsler mit ihrem Töchterchen Mina (später Frau Cramer in Mailand); im untern Flügel dieses Hauses, der alten Tonhalle gegenüber, wohnte im Erdgeschoß die Familie Gottfried Bullinger-Usteri, a. Friedensrichter und Vermögensverwalter, vormals beim Regiment Bleuler in französischen Diensten; eine Treppe hoch lag der alte schöne Saal des Obersten Lochmann aus dem XVII. Jahrhundert (jetzt im schweiz. Landesmuseum). Auf der Südseite der Häuser befand sich ein schattiger Garten mit alten prächtigen Bäumen, auf drei Seiten von einem Hof umgeben. Von diesen Liegenschaften wird später die Rede sein.

Unsere **Hochzeit** hatte am 8. September, einem schönen Herbsttage, statt. Die Copulation wurde in der Kirche zu Herrliberg durch Schwager Pfarrer F. Meyer mit herzlicher Ansprache vollzogen, das Festessen hielten wir im Gasthof zur Sonne in Küsnacht. Wir machten unsere Hochzeitsreise nach Oberitalien; Comersee, Mailand, Verona, Vicenza,

Venedig, Genua, Turin und via Mont Cenis und Genf in unſer Heim zurück.

Der Comerſee mit ſeinen maleriſchen Ufern gefiel uns überaus wohl, in dem ſchönen Mailand begegneten wir verſchiedenen andern Hochzeitspärchen, wie Dr. Lampe-Viſcher (Verlagsbuchhandlung C. W. F. Vogel in Leipzig), Apotheker Meyer-von Orelli und G. Oſchwald-Stierlin aus Zürich. Verona verſetzte uns in die Römerzeit zurück, in Vicenza erſtiegen wir die ausſichtsreichen Monti Berici, die anno 1848 von den Oeſterreichern ſiegreich erſtürmt wurden; den Glanzpunkt unſerer Reiſe bildete aber die zauberhafte Lagunenſtadt Venedig mit den vielen Erinnerungen aus ihrer großen Vergangenheit. Etwas weniger entſprach Genua unſern Erwartungen und noch weniger Turin, das mehr einer deutſchen Stadt ähnlich ſieht, und wo gerade die Verlobung der Prinzeſſin Maria Pia von Savoyen mit König Ludwig I. von Portugal durch eine großartige Illumination des Schloßplatzes gefeiert wurde.

Über den Mont Cenis gings noch, und zwar bei Nacht, per Poſtwagen, der mit vierzehn Mauleſeln beſpannt war. Mit einem halben Tag in Genf und einem Tag in Lauſanne-Ouchy ſchloß unſre beinahe vierwöchige genußreiche Fahrt.

Die Räume wachſen,
Es dehnt ſich das Haus;
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe.

Im Eheſtand.

1863—1869.

Im Jahre 1863 traf uns junge Eheleute ein ſchwerer Schlag durch den Hinſchied unſeres erſtgebornen Söhnchens bald nach ſeiner Geburt.

Um ſo größere Freude bereitete uns das Erſcheinen eines Töchterchens, Mathilde, geb. 1864, jetzt Frau Architekt Paul Ulrich, dem 1866 ein Schweſterchen Anna folgte, jetzt Frau Dr. Hermann Peſtalozzi, ſowie ſpäter zwei Brüder, Fritz, geb. 1868, jetzt Prof. Dr. phil. an der Univerſität Göttingen, verheirathet mit Gertrud Bernoulli aus Baſel, und Wilhelm, geb. 1869, jetzt Buchhändler in Firma Schultheß & Co., Zwingliplatz. Die gute Hausmutter hatte nun vollauf zu thun, um allen Anſprüchen von Groß und Klein gerecht zu werden.

Nachdem ich im **Geſchäfte** mehrere Jahre ſchon Prokuriſt geweſen, wurde ich bei meiner Verheiratung Aſſocié meines Vaters, ohne daß indeß die Geſchäftszweige verteilt wurden. Anno 1864 gründete ich ein kleines Filialgeſchäft in Zug, was zur Folge hatte, daß ich monatlich ein Mal in das mir ſympathiſche altertümliche Städtchen kam, und dort manche perſönliche Freunde und Bekannte gewann, wie den wackern Landeshauptmann und Landammann Letter, ehemals Offizier in Holländiſch-Indien, Regierungsrat G. Boſſard, Hochw. Pfarrer A. Staub in Unterägeri (jetzt biſchöfl. Commiſſär), u. A.

Diese Filiale wurde später von dem thätigen und umsichtigen Geschäftsführer, W. Anderwert, käuflich erworben und besteht heute noch unter der Firma: W. Anderwert, Buchhandlung in Zug.

Oft und viel spazierte ich in freien Stunden in der altertümlichen Stadt herum, in die man, vom Bahnhofe kommend, durch das später beseitigte Baarerthor eintrat, betrachtete die schöne spätgothische St. Oswaldkirche, welche gegen das Ende des XV. Jahrhunderts der Baumeister Hans Felder gebaut hatte, besichtigte das stattliche, überaus stylvolle Rathaus aus ungefähr derselben Zeit, in welchem eine kleine Antiquitätensammlung untergebracht ist, ließ mir das alte Schloß, zu jener Zeit Sitz des Landammanns Letter, und den herrlichen Zurlaubenhof zeigen, bewunderte die Waffen und Trophäen (Feldbinde Peter Colins von Arbedo 1422) des alten Zeughauses, streifte kreuz und quer durch die Gassen der Altstadt, wo noch so viel hübsche, alte Herrenhäuser zu sehen sind, oder erlabte mich am Anblick des tiefblauen Sees, umrahmt von freundlichen Dörfern, dem langgestreckten bewaldeten Zugerberg, im Hintergrund die gepriesene Rigi und in duftiger Ferne der zackige Pilatus.

Mein Absteigequartier nahm ich stets im währschaften Gasthof zum Ochsen, einem der ältesten Häuser der Stadt am Marktplatze. Da setzte ich mich Abends hie und da an den Honoratiorentisch der Nebenstube, wobei ich Gelegenheit hatte, zugerische Angelegenheiten und Tagesneuigkeiten besprechen zu hören. Wiederholt wurde mir versichert, daß der Contact Zugs mit Luzern ein ganz unbedeutender sei im Vergleich mit Zürich.

Einmal, teils um die bessern Kunden meiner Filiale persönlich kennen zu lernen, teils um mit Land und Leuten bekannt zu werden, machte ich eine zehntägige Rundfahrt durch das Zugerbiet, dem rechten Seeufer nach über St. Carli, Oberwyl, Walchwyl nach Arth, dem linken entlang über Cham, Buonas, Risch, Immensee mit Abstecher ins stille Klösterchen Frauenthal an der Lorze, dann wieder nach Baar, Menzingen, Schönbrunn und Gubel; hinauf nach dem Zugerberg und Wildspitz, endlich nach dem Aegerisee und Morgarten, woselbst ich das Schlachtfeld (1315) aufs genaueste in Augenschein nahm (siehe Vortrag).

Im Verlage gehörten die militärwissenschaftlichen Schriften (wie „Der Krieg von 1866") des Obersten Wilh. Rüstow und die Eberhard'schen Lesebücher zu den gelungensten Unternehmungen.

Mitte der sechziger Jahre begann mein unermüdlich thätiger Vater zu kränkeln. Ein Leberleiden verschlimmerte sich zusehends und drückte auch

auf seine Stimmung. Gern hätte ich ihm schon längst die ganze Geschäftslast abgenommen, allein dazu konnte sich der mit seinem Beruf so eng verbundene Mann nie entschließen. — Anno 1867 verheirathete sich meine I. Schwester Anna mit Herrn Fritz Fäsi, Sohn des Herrn Fäsi-Usteri.

Beim **Militär** avancirte ich zum Inf.-Oberlieutenant und Aidemajor, bald auch zum Hauptmann und 1866 zum Major. Ein besonders angenehmer und instruktiver Dienst war im Sommer 1865 eine Centralschule in Thun und im Herbst des gleichen Jahres ein Divisions-Truppenzusammenzug mit Manövern um Winterthur und Frauenfeld. Während der ganzen Dauer der Übungen hielt sich die Witterung günstig. Im Offizierscorps herrschte ein recht kameradschaftlicher Geist.

Da mich dieser Dienst, wie schon bemerkt, besonders ansprach, so erlaube ich mir einige Notizen folgen zu lassen.

Die eidg. Centralschule, theoretischer Teil zu Thun, dauerte vom 14. Mai bis 4. Juni und war in 4 Sectionen eingeteilt: I. Generalstab, II. Genie, III. Artillerie, IV. Infanterie, Cavallerie und Schützen, meist neu brevetirte Stabs-Offiziere und Hauptleute von Spezialwaffen aus allen Kantonen umfassend.

Schulcommandant war eidg. Oberst Denzler; Instructionsoffiziere der IV. Section: Oberst Hofstetter, früher großherzogl. badischer Offizier, dann unter Garibaldi, für Taktik mit Beispielen und Erläuterung der neuen Exerzier-Reglemente, Oberst Schädler, früher wie ich glaube in französischen Diensten, für Felddienst und Artilleristisches, Oberst Henri Wieland, früher in neapolitanischen Diensten, für Brigadeschule und Wachdienst, Oberstlt. Arnold Vögeli, früher in österreichischen Diensten, für Feldbefestigung und Lokalgefechte, Professor Lohbauer für Kartenzeichnen und Terrainkunde, Oberst von Linden, früher k. württembergischer Reiteroffizier, für Reitunterricht.

Es waren alles erfahrene, tüchtige Lehrkräfte; einzelne mochten sich wohl besser bei der Truppe als in der Schulstube in ihrem Element fühlen. Man sieht, daß die Eidgenossenschaft trotz des verpönten Fremdedienstes recht gerne ehemalige fremdländische Offiziere zur Instruction verwendete. Professor Lohbauer, der indeß bei uns bald durch Oberstlt. Vögeli ersetzt wurde, bildete öfters die Zielscheibe unserer Scherze, namentlich wenn er, wie regelmäßig geschah, durch ein hübsches Berner-Maitschi das erforderliche Zeichenmaterial in den Theoriesaal bringen ließ mit den Worten: „Nun wird die Marie kommen".

Die Tagesordnung lautete: Vormittags 6 Frühverlesen, 6—7 ¼ Unterricht, 8—10 ½ dito, 11 ¼ Rapport, 12 ¼ Offizierstisch; Nachmittags 2 ½ Verlesen, 2 ½—7 Unterricht, 10 Retraite. Unsere Quartiere hatten wir in Privathäusern, ich ein sehr angenehmes im sog. Belliz am Ausfluß der Aare bei einem Dr. med. Küpfer.

Am ersten Sonntag wohnten die Offiziere einem Gottesdienst in der Stadtkirche bei, die Katholiken einem solchen in Scherzligen. Am zweiten Sonntag war Urlaub, den ich mit Aidemajor Wetter (Wetter-Jacob) aus St. Gallen zu einem höchst gelungenen Ausflug auf die Wengernalp benützte, ermöglicht durch ein Extra-Dampfboot für Militär auf dem Thunersee.

Den 2. Juni Abends fand ein kleines Bankett zu Ehren der Herren Instruktionsoffiziere im Gasthof zum Falken statt, gewürzt durch Toaste, Deklamationen (diese durch den Commandanten Seßler aus Biel) und Gesangsvorträge, teils Solo durch den ausgezeichneten Baritonisten Wetter (einst Bacchus an einem Winzerfeste zu Vevey), teils Quartett (Wetter, Courant, Aidemajor aus Bern, Huber, Schützenhauptmann aus Altorf, und ich).

3. Juni Abschieds-Corpsvisite beim Schulcommandanten.

Es folgte den 9. September nach einem sehr instructiven Wiederholungskurse unsers Bataillons 9 auf der Wollishofer Allmend (Zeltenlager, Offiziere des Stabes im Muggenbühl und Sternen in Enge) der Abmarsch zum Truppenzusammenzuge nach Frauenfeld, wo die erste Brigade, der wir zugehörten, cantonnirte. Das Ganze, die V. Division unter dem Commando des Obersten J. von Salis (Westcorps) und eine selbständige Brigade unter Oberst Scherer, dem spätern Bundesrat (Ostcorps) stand unter dem Befehl des eidg. Obersten S. Schwarz; der Commandant unserer Brigade I war eidg. Oberst C. Meyer aus Bern (Oberzolldirektor), ein sehr liebenswürdiger Mann. Sein erster Adjutant war Ludwig Leuw, Stabsmajor aus Stans, früher in römischen Diensten, sein zweiter C. Pachoud, Stabshauptmann aus Lausanne; Ordonnanz-Offizier Prinz St. L. de Condé, Stabslieutenant-Volontär.

An Truppen zählte diese Brigade: ½ Escadron Guiden, Hauptmann Styger (Schwyz), ein Infanteriebataillon 9, Commandant Jucker (Zürich), ein Infanteriebataillon 60, Commandant Seßler (Bern), ½ Infanteriebataillon, Commandant Rüdin (Thurgau), eine Ambulanzsection. (Siehe kantonaler Militär-Etat 1865).

Die erste Woche wurde benützt zur Einübung der Brigadeschule, sowie zu allerlei Felddienstübungen, Ausmärschen und Gefechtsübungen unter verschiedenen Suppositionen bei Ellikon, Dynhard, Aadorf ꝛc. Einmal wurde das Denkmal des helvetischen Generals Weber bei Huben durch die ganze Brigade besucht und daselbst von ihr ein geschichtlicher Vortrag angehört.

Den 16. September rückte die I. Brigade zu einer mit den andern beiden Brigaden (Brändlin und Bachofen) auszuführenden, den Divisionsmanövern vorausgehenden Gefechtsübung, verstärkt durch ein Schützenbataillon und 2 Vierpfündergeschütze, aus. Die Aufgabe der ersten Brigade war, die feste Stellung, einen Höhenkamm bei Wiesendangen, Eisenbahnlinie Winterthur — Frauenfeld, gegen die andern beiden Brigaden, die von Westen her vordrangen, zu behaupten. Es entstand ein recht hübsches Gefechtsbild.

Sonntag den 17. September Feldgottesdienst der I. Brigade auf der Allmend bei Frauenfeld. Den 18.—21. Manöver der V. Division gegen die selbständige Brigade (Scherer) zwischen Andelfingen, Eglisau, Winterthur. Die Bethätigung unsrer Brigade bestand meistens nur in Märschen. Am 21. September Inspection sämmtlicher Truppen durch den Bundesrat Oberst Fornerod in der Nähe von Rüdlingen, sodann Rückmarsch des Bataillons 9 über Eglisau nach Zürich und den 22. September Entlassung durch den beliebten Commandanten.

Anno 1866 besuchte ich Brigade-Manöver (Brigade Oberst Favre, Genf, gegen Brigade Oberst Lecomte, Lausanne) zwischen Yverdon und Lausanne.

Ende der sechziger und Anfangs der siebziger Jahre nach den glänzenden Waffenerfolgen der Preußen fanden in der schweizerischen Armee große Änderungen in den Dienst- und Exerzier-Vorschriften nach deutschem Muster statt. Das Infanteriebataillon formirte 4 Compagnien à circa 200 Mann, sämmtlich mit der gleichen Waffe ausgerüstet, die Stelle des Bataillonscommandanten fiel weg, der Major führte das Bataillon, und ihm zunächst stand der Adjutant (früher Aidemajor). Auch die Uniformirung wurde anders. An die Stelle der Epauletten traten bei den Offizieren die Briden, bei den Mannschaften die Achselklappen. Zur Instruction der Rekruten wurden von nun an die Truppenoffiziere mit herbeigezogen u. s. f.

Hier möchte ich eines 1899 verstorbenen Infanterie-Oberinstructors, des damaligen Commandanten, späteren Obersten und Kreisinstructors der IV. Division, R. Bindschädler, in dankbarster Gesinnung gedenken als eines

Musters von Pflichttreue und eines Mannes von goldlauterem Charakter, den ich noch oft in Luzern besucht habe.

Mir selbst fehlte es als Militär nicht an Eifer und Talent, nur war ich zu unruhig und fast allzu gewissenhaft. Je unabhängiger ich disponiren konnte, desto besser ging es.

Bei der Allgem. Offiziersgesellschaft von Zürich und Umgebung versah ich etwa sechs Jahre hindurch das Actuariat, und hielt mehrere Vorträge, wie:

Die zürcherische Landmiliz 1770—97; mit einer Karte der Hochwachten.
Das neue innere Dienstreglement.
Der eidg. Truppenzusammenzug 1865.
Die Brigademanöver in der Waadt 1866.

Als ich Präsident werden sollte, trat mir ein Streber von der Artillerie in den Weg.

Dafür wählte mich die kantonale Offiziersgesellschaft bald darauf an ihrer Jahresversammlung zu Wädensweil zum Präsidenten. Ich hatte die folgende Jahresversammlung in Wald zu präsidiren; den üblichen Vortrag hielt Herr Artilleriehauptmann Bluntschli, später eidg. Oberst: „Über die Disziplin". Nach dem gemeinsamen Mittagstisch spazierte man gruppenweise in der hübschen Umgebung. Alles verlief sehr gut.

Die Jahre 1866—1869 waren politisch sehr bewegte. Die demokratische Partei hatte im Kanton die Oberhand gewonnen und es gelang ihr, die radikalliberale Regierung (das sog. System) zu stürzen. Mir war die eine wie die andere Partei unsympathisch; beide waren den Conservativen, denen ich angehörte (wie auch dem Eigenössischen Verein), ungünstig gesinnt; beide hielt ich für ein Unglück, letztere wegen ihres rücksichtslosen Verfahrens gegen gute alte Institutionen und wegen ihrer Unduldsamkeit und Schroffheit, erstere wegen ihrer Volksschmeichelei und Liebäugelei mit den Sozialisten und Besitzlosen auf Kosten der Vermögenden und Steuerzahler.

Mein Ideal einer Staatsform für unsre Republik hatte freilich keinerlei Aussicht auf Wiederkehr. Ich meine eine „Vertretung des Volkes durch die Wägsten und Besten" aus der Stadt und der Landschaft, wobei einzig eine allmälige Ausartung in Plutokratie oder Forterbung unter den Familien zu verhüten wäre.

Daß gegenwärtig jeder unwissende oder leichtsinnige Tropf bei den wichtigsten Gesetzesvorlagen mitstimmen kann, und daß seine Stimme genau

so viel gilt, wie diejenige des besten Bürgers, ist ein Unsinn und eine bewußte Täuschung. Dadurch gelangt auch die schlechte Winkelpresse zu einem ungebührlichen und schädlichen Einfluß.

Als einen Krebsschaden betrachte ich auch die völlige Vereinsfreiheit, wodurch es Subjecten der schlimmsten Gesinnung möglich ist, sich zusammenzurotten und sich als eine Macht im Staate aufzuspielen.

So verhielt ich mich denn bei besagten Wirren ziemlich passiv. Meine Kameraden neckten mich damals, wenn wir bei einem Glas Wein beisammen saßen, gerne mit der Bemerkung: „Freund, du hättest hundert Jahre früher zur Welt kommen sollen".

Regelmäßig am Ostermontag besuchten wir die l. Pfarrfamilie zu Rümlang, wo wir immer die herzlichste Aufnahme fanden, und wo der in der wissenschaftlichen Literatur wohlbewanderte Herr Pfarrer und spätere Dekan gerne von meinen jeweiligen Verlagsunternehmungen hörte. Sein klares Urteil war mir stets willkommen.

Wie ich einst in den Pfarrhäusern Töß und Dällikon frohe Jugendtage verlebte, so brachten später meine Kinder wiederholt ihre Schulferien hier zu, wo sie unter der treuen Obhut der herzguten Pfarrfamilie in vollen Zügen das Landleben genießen durften.

Im Sommer verbrachte meine Familie jeweilen einige Wochen auf dem Lande (Hütten, Wädensweil ꝛc.) und ich unterbrach meine angestrengte Berufsthätigkeit durch kleine Ausflüge in die Alpen, wie nach Seelisberg, Pilatus, Lauterbrunnen, Mürren, wo mir das erste und einzige Mal in meinem Leben der Anblick eines wirklichen Alpenglühens zu Teil wurde.

Inzwischen, nach einem letzten Aufenthalt in seinem lieben Wangensbach bei Küsnacht, gestaltete sich der Gesundheitszustand meines lieben Vaters immer bedenklicher, und Ende August 1869 schied er von uns ins bessere Jenseits nach einem Leben voll treuester Fürsorge für die Seinigen, anfänglich unter den erschwerendsten Umständen, beseelt von warmer Vaterlandsliebe und ein Vorbild in seinem Berufe. Er schied im festen Glauben an Gottes Barmherzigkeit und an ein ewiges Leben. Überaus groß und herzlich war die Teilnahme von nah und fern, und tief und lange empfanden zumal die nächsten Verwandten und Freunde die entstandene Lücke. (Siehe Nekrolog).

Nun ging plötzlich das ganze Geschäft und bald auch das elterliche Haus zur Weinleiter auf mich über. Gott sei Dank, war ich damals noch gesund und rüstig, sonst hätte ich nicht alle Arbeit bewältigen können. Das

freigewordene dritte Stockwerk der Weinleiter bewohnten anfänglich meine Tanten von Grebel, und nach ihnen die mit meinem sel. Vater befreundete Familie des Herrn Oberst und Zeughausdirektor Heinrich Wehrli, geb. 1815, gest. 1890. Letzterer war viele Jahre lang Instructionsoffizier der Artillerie, ein ausgezeichneter Pferdekenner, und mir sympathisch wegen seines geraden biedern Wesens.

Si quid agas
Prudenter agas et
Respice finem.

Auf der Höhe des Lebens.

1870—1890.

Es folgen zwei Jahrzehnte bewegten **Familienlebens.**

Im Jahre 1872 kam der jüngste Sohn, Hans, zur Welt; im Jahre 1877 folgte ihm als ein „Nachwieseli" ein Schwesterchen Marie. Dagegen schied von uns nach langer, geduldig ertragener Krankheit das liebe greise Familienoberhaupt, mein trefflicher Schwiegervater, Wilhelm Meyer-Ott, im März 1877 in seinem achtzigsten Lebensjahre. Mit ihm verschwand aus Zürichs Bürgerschaft eine der ehrwürdigsten Gestalten einer früheren Generation.

Im Oktober 1878 starb als Pfarrer zu Fläsch, Graubünden, mein l. Bruder Adolf, der leider von Kindheit an kränklich war. Beerdigt wurde er nach seinem Wunsche in Zürich. 1881 reiste unsre älteste Tochter Mathilde in ein Pensionat nach Vevey, 1883 unsre Anna ebendorthin und 1886 unser Wilhelm zur Erlernung der französischen Sprache nach Lausanne. In letzterem Jahre erfolgte die Verheiratung der lieben Mathilde mit Herrn Baumeister Paul Ulrich in Zürich. 1887 durften wir im engern Familienkreise den 8. September unsre silberne Hochzeit feiern und erlebten kurz darauf die Freude der Geburt unsrer ersten Enkelin, Margaretha Ulrich. An dem Festtage überraschte mich meine l. Frau mit einem höchst

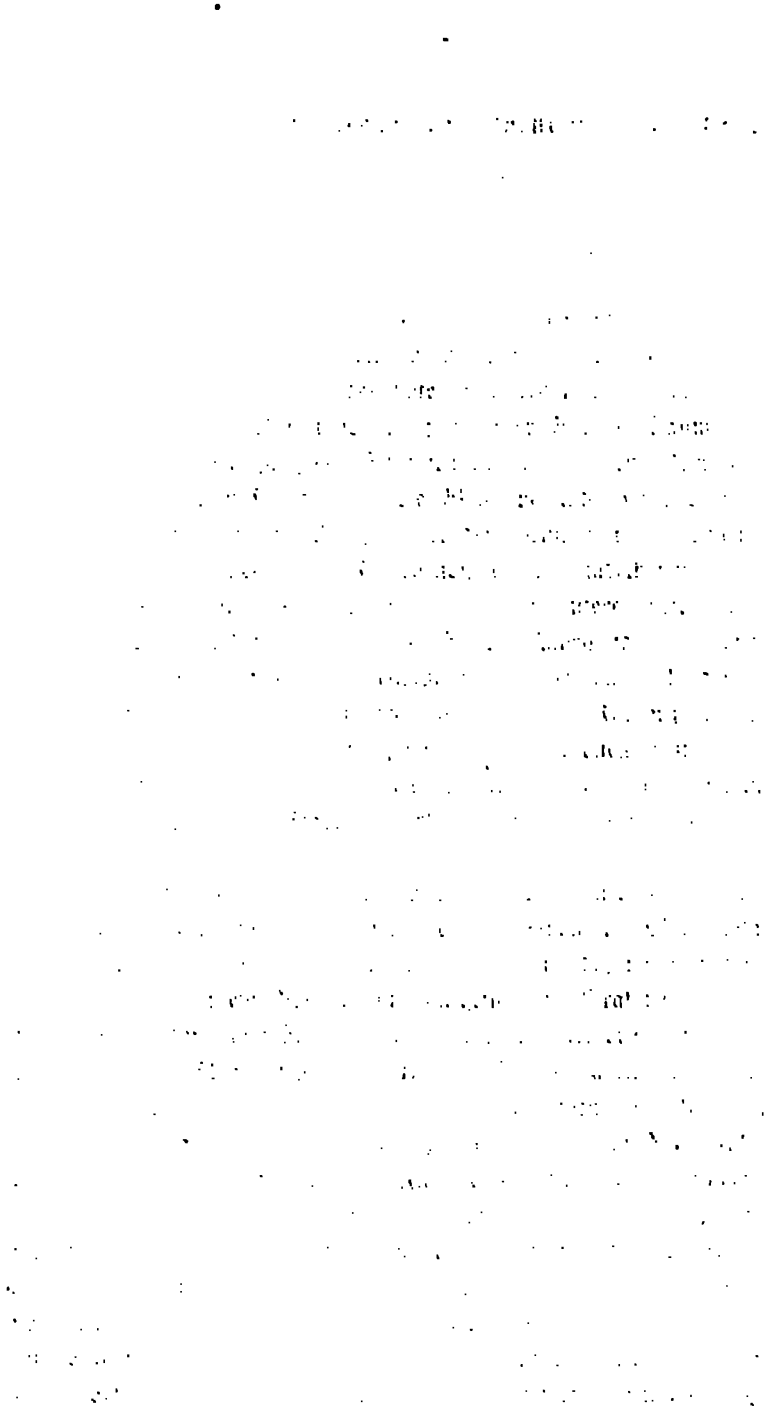
sinnigen Geschenk, einem Album, in welches sie die Hauptdaten aus den verflossenen 25 Jahren unseres Ehelebens mit Sprüchen und Bildern eingetragen hatte. Sohn Fritz begann sein Theologiestudium an der Universität zu Basel. Anno 1889 brachte unser jüngste Sohn Hans einige Monate in Lausanne zu.

Eine schmerzliche Lücke, verknüpft mit großen Änderungen, entstand im Dezember 1889 durch den sel. Hinschied der allverehrten Mutter und Großmutter, Frau Caroline Meyer-Ott, im Alter von 83 Jahren. Körperlich seit Jahren mehr und weniger leidend, aber geistig frisch und voll Teilnahme an allem, hatte sie den geliebten Mittelpunkt für die engere und weitere Familie gebildet. An ihr fanden alle Familienglieder jederzeit die beste Beraterin in wichtigen Lebensfragen. Regelmäßig besammelten sich bei ihr zum Mittagstisch bald die Alten, bald die Jungen. In freundlichster Erinnerung bleiben Allen die von der Verstorbenen in sinniger, schönster Weise im großen Saal veranstalteten Weihnachtsbescherungen, deren Schluß für die Herren jeweilen eine köstliche Plauderstunde bei einem Gläschen Wein und Cigarren im Stübchen des lieben Schwiegervaters fast bis zu seinem Tode bildete.

Im Frühjahr 1890 reiste Fritz nach Göttingen, Wilhelm als angehender Buchhandlungsgehilfe in die Fremde, zunächst nach Leipzig.

Während bis dahin Häuser, Hof und Garten zu Stadelhofen in einer Hand als Ganzes vereinigt und auch fast ausschließlich von Familienangehörigen bewohnt gewesen, trat nun eine Scheidung ein. Von den Erben übernahm nur ich mit meiner l. Frau die obere Hälfte des Grundstückes, nämlich das Haus zum St. Urban mit Hof und der Hälfte des Gartens, sowie den obersten Teil des langen Hauses, und zwar nicht, weil mir die Lage zusagte, sondern aus Pietätsgefühl, da mich der Gedanke empörte, daß nun die Generationen hindurch der Familie Meyer gehörige schöne Liegenschaft gänzlich in fremde Hände gelangen sollte. Die untere, etwas kleinere Hälfte der Liegenschaften an der alten Tonhallestraße wurde an Herrn Baumeister Baur verkauft, der an ihrer Stelle hohe moderne Wohnhäuser errichtete. Den historischen Lochmann-Saal aber erwarb das schweiz. Landesmuseum zu einem ganz ermäßigten Preise.

Ehe ich an meinen Notizen weiter schreibe, will ich das Wesentlichste mitteilen, was man von den Häusern und ihrer Umgebung von alten Zeiten her bis zur Gegenwart weiß.

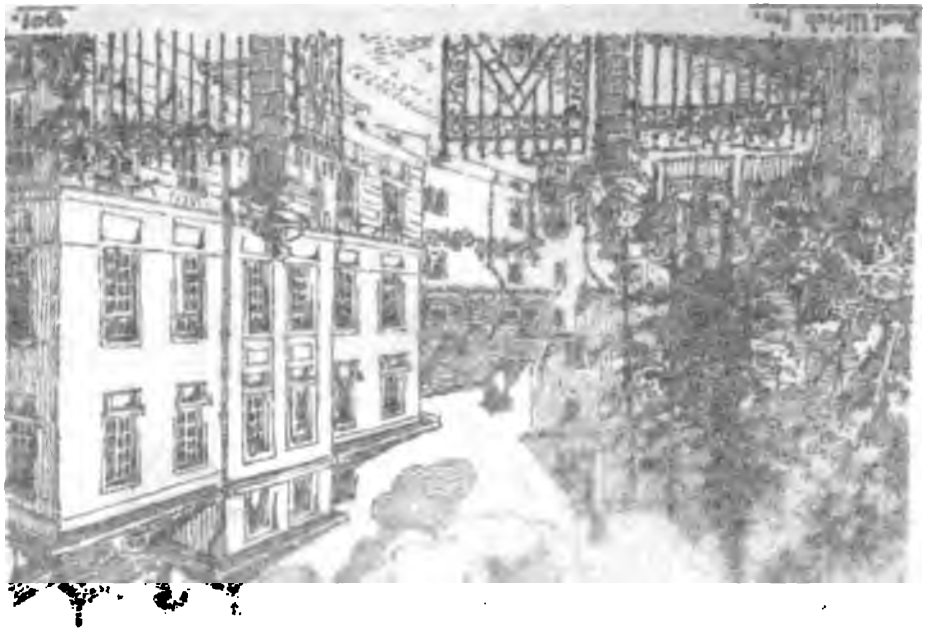


Paul Ulrich fec.
1901.

Die Häuser zum St. Urban, Stadelhöfli und ihre Umgebung.

Der Stadelhof (Stadilhove), ein ursprünglich sehr weiter Bezirk, der Oberdorf, Stadelhofen, Hottingen, Riesbach und Hirslanden umfaßte und sich in einen Meier- und Kelnhof teilte, gehörte im IX. Jahrhundert dem Chorherrenstift Großmünster, von 952 an der Abtei, an welche die Zehnten zu entrichten waren; dann, 1333, gab Kaiser Ludwig den Kelnhof zu Stadelhofen dem Ritter Gottfried Müllner zu Lehen. 1424 erhielt ihn die Stadt Zürich als Lehen von der Abtei, und 1524 fiel er ihr als Eigentum zu. Der große Bezirk bestand aus fast lauter Wiesen, Baum- und Weingärten mit wenigen Häusern, Scheunen und Stallungen. Vom XIV. Jahrhundert an mehrten sich allmälig die Wohnsitze und Höfe, besonders stark im XVII. Jahrhundert. Die Inhaber der Grundstücke erscheinen im XV. und XVI. Jahrhundert als „Hausgenossen von Stadelhofen", welche verschiedene Rechte und Pflichten besaßen. Der untere Teil der Vorstadt Stadelhofen gegen den See war im XVII. Jahrhundert in vier große, längliche Vierecke geteilt, von einander geschieden durch 1) die Kirchgasse (jetzt Rämistraße), 2) das mittlere, später (1796) Färbergäßli, neuestens Freieckstraße, 3) die Lochmannsgasse, (1865 Kanonen- jetzt Urbansgasse), 4) eine unbenannte Gasse zwischen St. Urban und dem Vogelsang, und 5) den Wallgang am Stadelhoferbollwerk (wo jetzt der neue Stadelhofer-Platz).

Die Hauptstraße nach der Stadelhoferporte war bereits im XVII. Jahrhundert ordentlich mit Häusern besetzt. Schon im XVI. Jahrhundert stand oben am spätern Lochmannsgäßli ein Haus, da, wo jetzt der St. Urban; ja, ein in einem Nachbarhause aufgefundener Grabstein des Johannes Krieg, 1313, der sich früher in einer nahen Kapelle, vielleicht St. Barblenkapelle vor dem Thor (abgebrochen 1525) befunden haben soll, deutet darauf hin, daß schon im XIV. Jahrhundert das angesehene Geschlecht der Krieg hier gewohnt hat. Der Familie Krieg gehörte schon im XV. Jahrhundert der Chronist Ulrich Krieg an. In meinen Hausschriften findet sich ein Brief, wonach eine Wittwe Krieg, geborene Dorothea Zoller, anno 1612 ihr Haus nebst Hof (1635 St. Urban genannt) vor dem Oberdorfthor an Herrn Caspar von Moß verkaufte (Kaufpreis 1140 Pfund). Der Kauf geschah durch ihren Vogt, Herrn Caspar Thumyßen, dessen Siegel in Kapsel dem Actenstück angehängt ist. Ein zweiter Kaufbrief von 1642 besagt, daß Herr Peter Hochholtzer, Pfarrherr zu Dübendorf, eben dieses Haus an



seinen Schwager, Herrn Dekan Ludwig Pryßacher in Egg zu 1075 Gulden verkaufte. Anno 1714 wurde laut Urkunde dasselbe Haus von seinem Besitzer Hans Georg Ziegler um 3500 Gulden an einen Joh. Beyel verkauft, 1735 kaufte den St. Urban laut Kaufbrief ein Herr Sigmund Ferdinand Keller, Burger zu Zürich, um 5000 Gulden. Dann, im Jahr 1778, verkaufte Herr Major Joh. Caspar Keller wiederum um 5000 Gulden dieses Haus dem Herrn Quartierhauptmann Heinrich Meyer, geb. 1732, gest. 1814. Nach dessen Tode fiel es seinem Sohn, Herrn Oberst J. Meyer, geb. 1763, gest. 1819, zu (s. Lebensabriß, geschrieben von alt Staatsschreiber Lavater 1820), der es 1790 ganz neu und geschmackvoll aufbauen ließ. Noch sind die Bauriſſe des Architekten Schneider vorhanden. Nach seinem Tode fiel es seinen Kindern zu und wurde bald von W. Meyer-Ott fest übernommen.

Nachdem ich, wie oben gesagt, das Haus zum St. Urban von den Erben übernommen, ließ ich dasselbe 1890 im Innern renoviren, ohne jedoch am Bauſtyle etwas zu ändern. Noch existiren der alte, weite Treppengang, im Erdgeschoß rechts der Saal mit künſtleriſch werthvollen Wandbildern von den Zürcher Malern Caspar Huber, geb. 1752, gest. ?, Conrad Geßner, geb. 1764, gest. 1826 und Heinrich Wüest, geb. 1741, gest. 1821; links die traute Studirſtube des Herrn Wilh. Meyer-Ott, nach meinem Geschmacke etwas erneuert; im ganzen Hauſe stehen noch die hohen, heimeligen Kachelofen mit einfachem Bilderſchmuck, und auch die vielſcheibigen Fenſter sind teilweiſe beibehalten worden. Bewohnt wird gegenwärtig (1900) der St. Urban von meiner Familie und meiner l. Schwägerin, Fräulein Anna Meyer.

Abwärts, längs der jetzigen St. Urbangaſſe, stand der **lange Stadelhof** (1612 unteres Haus, 1637 Reiskaſten geheißen), ein niedriges Gebäude mit einem Querflügel gegen die Tonhalleſtraße. Es bildete einen Beſtandteil des Anfangs des XVII. Jahrhunderts dem Ratsherrn Peter Lochmann gehörigen Gutes. Letzteres fiel nach dem Tode des Vaters dem Sohne Heinrich, geweſenem Regimentsoberſt in franzöſiſchen Dienſten (gest. 1667), zu. In beſagtem Flügel ließ dieſer einen Prunkſaal in fränkiſchem Styl bauen, deſſen Decke mit mythologiſchen Bildern und in der Mitte mit dem Alliance-Wappen Lochmann-Goßweiler, der Fries ringsum mit 54 in Öl gemalten Porträts hervorragender, meiſt zeitgenöſſiſcher Perſonen geſchmückt war. Eine mit Humor gewürzte Schilderung des Saales und der Bilder, verfaßt von W. Meyer-Ott, iſt im Originale noch vorhanden.

Dieſes untere Haus bildete im XVII. Jahrhundert mit dem oberen Haus (1612), 1759 geheißen zur „Tiſchtrucken", 1762 zum „**Vogelſang**", im vorigen Jahrhundert der Familie Stockar, dann Herrn Prof. Dr. Alex. Schweizer, jetzt deſſen Erben gehörig, mit Hof und Garten das Lochmann'ſche Gut. Letzteres ging noch an den Enkel Peters, Joh. Heinrich, über, der als Hauptmann 1668 den franzöſiſchen Dienſt quittirte und anno 1700 ohne Kinder ſtarb. 1714 verkauften die Erben das Ganze an einen Kaufmann J. Keller, der bei ſeinem Tode das obere Haus ſeinem Sohne, das untere ſeinem Tochtermann vermachte. Von da an blieben beide Häuſer mit Gärten getrennt; das dazwiſchen liegende Gäßchen ging ein.

Anno 1762 kaufte der reiche Handelsherr Melchior Meyer (geb. 1701, geſt. 1787), welcher auch das Haus zum Steg und den Neuberg beſaß, für ſeinen ältern Sohn, Herrn Hans Heinrich Meyer-Landolt, den langen Stadelhof. Im Kaufbrief lautet es „Melchior Meyer Bimm Stäg" und es iſt ihm das Wappen beigefügt. Nach dem Tode des genannten Beſitzers fiel das Haus ſeinem Sohne Jean zu; von den Kindern des letztern, nämlich Jungfrau Emilie Meyer, den Herren F. Meyer-Biedermann, Pfarrer Max Meyer in Männedorf, Franz Meyer-Ulſteri und Hans Meyer in Marſala, erwarb es 1845 Herr W. Meyer-Ott nebſt dem dazu gehörigen Garten.

Im langen Haus oder Stadelhof wohnten zuletzt meine Schwäger, Herr a. Pfarrer Fritz Meyer und Herr Oberrichter Dr. Moritz von Wyß mit ihren Familien, im Erdgeſchoß des Querbaues die liebenswürdige Frau a. Statthalter von Wyß-Eſcher, geſt. 1890. Im Jahre 1890 wurde vom Käufer, Herrn Baumeiſter Baur, der weitgrößte Teil des Gebäudes abgebrochen, der oberſte Teil von mir erworben, etwas renovirt und „Stadelhöfli" getauft. An ſeinen frühern Zuſtand erinnert das Sprüchlein über einer Rundbogenthüre nach dem Gärtchen:

„Einſt war ich lang, jetzt bin ich kurz,
Noch ſteh' ich feſt, dem Zahn der Zyt zum Trutz."

Bis zum Dache hinauf mit Glycinen bedeckt und von Roſenſträuchern umrankt, bietet das alte Häuschen einen überaus freundlichen und heimeligen Anblick. Miethweiſe wird es jetzt von Herrn Stadtbibliothekar Dr. Hermann Eſcher bewohnt; im Erdgeſchoß befinden ſich große Bücherballen-Lager der Firma Schultheß & Co. Vom Garten iſt die obere Hälfte in meinen Beſitz übergegangen.

Aus der Umgebung erwähne ich folgender Häuſer: Links zwiſchen der St. Urbans- und Freieckgaſſe ſteht das jetzige Trümpler'ſche (Trümpler-

Peſtalozzi) Haus, aus drei vereinigten Häuſern mit Gärten beſtehend, vormals **Stadelhof** genannt (urkundlich 1525). Die älteſte bekannte Beſitzerin iſt 1638 Hans Caſpar Wyßen, des jungen, Waagmeiſters Wittwe. Später gehörte das obere, an die Stadelhoferſtraße ſtoßende Haus dem Herrn Major Jakob Meyer, die untern Häuſer gegen die Lochmanns- und die Färbergaſſe aber gehörten dem Herrn Färber Ott.

Das folgende Haus mit Garten und einem niedrigen Anbau nach der Rämiſtraße hin, ſcherzweiſe Mäuſeloch genannt, gehörte in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Familie Ott-von Muralt und iſt nunmehr Eigentum von Herrn H. Eidenbenz, der beim Neubau ſeines Hauſes zwei kleine niedrige Häuſer, wovon das eine „Gartenhöfli" hieß, abtragen ließ.

Ungefähr an der Stelle des gegenwärtigen Hauſes zum **Schönenhof** (einſt Weißgerwe Hans Vogels, 1614, Schönenhof 1707, Neubau 1811), jetzt im Beſitze von Junker Meiß-Ott, lag bis zu ihrer Schleifung, 1525, die St. Barbara-Kapelle. Im Schönenhof wohnte auch Bäbe Schultheß, die Freundin Göthe's. Auf dem Platze vor dieſem Hauſe diesſeits des Stadtgrabens oder Hirzengrabens vor der Ringmauer und des Oberdorfthores, befand ſich der Rosmarget (Roßmarkt), dann von 1775 an der Viehmarkt und ſpäter der Kartoffelmarkt.

Von der Höhe (jetzt Winkelwieſe) herab ſchaute einſt der hohe Geißturm (Feſtungs- und Pulverturm, explodirt im Jahre 1652). Bergaufwärts an der Halde des Geißbergbollwerkes (Geißbühl 1784, ſpäter in die hohe Promenade umgewandelt) erbaute um die Mitte des XVII. Jahrhunderts General Hans Conrad Werdmüller, langjähriger Seckelmeiſter und Reichsvogt, mit Erlaubnis der Stadt auf dem bisherigen Fortifikationsboden ein ſtattliches Haus, ſpäter zum **Garten** genannt, 1900 Eigentum des Herrn Dr. med. von Muralt-von Planta.

Auf der öſtlichen Halde der hohen Promenade, wo ſpäter der ſtädtiſche Friedhof, befand ſich eine Thüre zur Poterne, d. h. zu einem tunnelartigen unterirdiſchen Gang durch den Wall. Dort herum und auf Nägeli's Schanze (wo jetzt die Häuſer zum Schanzenberg) beluſtigte ich mich als Knabe mit meinen Kameraden oft am Soldatenſpiele.

Auf den Schönenhof folgt an der Stadelhoferſtraße, Bergſeite, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Herrn Ochsner-Siber neu gebaute, jetzt Herrn Prof. Dr. med. Ernſt gehörige Haus zum **Stadelgarten.** Sodann kommen zwei kleinere Werdmüller'ſche Häuſer, Ende des XVIII. Jahrhunderts im Beſitze des Ratsherrn J. C. Werdmüller,

später von dessen Nachkommen, das eine in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts von den Geschwistern Herrn Hermann und Fräulein Emma und Caroline Werdmüller bewohnt, hieß zur Farb, und gehört jetzt Herrn Huber-Werdmüller; das andere, **Granatapfel** genannt, von der Familie Werdmüller-Stockar, nunmehr (1900) Eigentum des Herrn Dr. Heinrich Zeller-Werdmüller. Zur Franzosenzeit waren daselbst wie auch im St. Urban wiederholt höhere fremdländische Offiziere im Quartier.

An die Werdmüllerhäuser reiht sich das Haus zum **Baumwollenhof**, früher „kleiner Baumwollenhof", in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Eigentum des Herrn Director Ott, Baumwollenfabrikant, dann des Herrn Major Anton Holzhalb, dann seines Enkels, des Landschaftsmalers Rudolf Holzhalb, und gegenwärtig des Herrn Müller-Holzhalb. Noch ist unter dem Dachgiebel wie bei zahlreichen zürcherischen Handels- und Bürgerhäusern das rundbogige Fenster für den Krahnen zu sehen.

Wir kommen zu dem Hause, das im XVII. Jahrhundert dem Färber Alexander Studer gehörte, und in welchem laut Kaufbrief von 1627 die früher erwähnten sog. Hausgenossen von Riesbach (Stadelhofen) ihre Sitzungen abhielten. Es hieß 1796 zum **Bock**, 1819 Bockskopf, und bis auf die neuere Zeit war über der Hausthüre ein steinerner Bockskopf zu sehen. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wohnte in diesem Hause Herr Bauherr J. J. Escher, dann Herr Ratsherr J. Caspar Hirzel-Lochmann, nachher ward es Eigentum der Herren Fritz Staub und Martin Brändli; gegenwärtig gehört es dem Marthaverein, der hier eine Dienstbotenschule errichtet hat.

Bald stehen wir vor dem stattlichen Hause zum **Sonnenhof**; an Stelle des früher dazu gehörigen prächtigen Gartens gegen den See hin sieht man jetzt (1900) das Corsotheater. Der erste bekannte Besitzer ist Herr Ratsherr Christoph Werdmüller, geb. 1648, gest. 1712, der das Haus gänzlich renoviren ließ. Über der Hausthüre ist das Alliance-Wappen Werdmüller-Landolt mit dem Motto „Zu Gott unsre Hoffnung" angebracht. Im Erdgeschoß steht ein prachtvoller Kachelofen, von Hans Heinrich Graf in Winterthur gefertigt. Käuflich erwarb es dann nebst dem Hinterhaus, Garten, Reben ꝛc. Hans Felix Werdmüller, Generalmajor in holländischen Diensten, gest. 1758, der nämliche, der 1712 die Herrschaft Elgg kaufte und dieselbe 1715 seiner Familie als Fideicommiß stiftete. Gegenwärtig ist der Sonnenhof im Besitze des Herrn Sieber-Lang. Hinten daran befand sich früher das Haus zum Schanzenhof.

Das letzte Haus an der Bergseite der Stadelhoferstraße, der **Olivenbaum**, wurde in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts von Herrn Oberstlt. Hans Heinrich von Orelli, geb. 1794, gebaut, und gehört jetzt Herrn Hoffmann-Helbling.

Es steht ungefähr da, wo bis 1833 die Stadelhofer-Porte, eine der Stadtporten aus der letzten Befestigung.

Während meiner ersten Lebensjahre wurde die Mehrzahl der Thore und Türme abgetragen. Das umliegende Schanzengebiet hatte die Stadt zu ungünstigen Bedingungen dem Staate abgetreten.

Noch stehen mir in lebhafter Erinnerung das Rennwegthor mit starkem Bollwerk, neu erbaut 1521—24, geschleift 1865; von Festungstürmen der Kratzturm neben dem Baugarten, ungefähr da, wo nach Abtragen des schönen aussichtsreichen Hügels mit Restaurant nunmehr die Börse steht, sowie der hohe Ketzerturm in der Ringmauer am untern Hirschen- jetzt Seilergraben, abgebrochen 1879.

Der Fröschengraben, 1817 corrigirt, da wo jetzt die Bahnhofstraße, verließ den See im Kratz und nahm seine Richtung in sanftem Gefälle vorüber links am alten Tiefenhof mit seiner prächtigen Linde, dann dem Feldhof (Artilleriedepot) rechts beim Windegg und später beim Rennwegthor, links beim Haus zur Trülle und sodann rechts abbiegend durch die Werdmühle zur Limmat. Der in weiterem Bogen die kleine Stadt umgebende Schanzengraben, einst die Bastionen Katz und Hund umspühlend, mündete früher ebenfalls in die Limmat, nach seiner Correction nunmehr in die Sihl.

Bruchstücke von Schanzen sah man, wie früher bemerkt, noch da und dort, so die sog. Nägelischanze, die hohe Promenade und das Kohlenschänzli, wo später die alte Tonhalle stand; dann das Bauschänzli, erbaut ca. 1660, das jetzt noch steht.

Die letzten Überbleibsel der alten Befestigung, ein Stück Ringmauer an der Rämistraße vor der Sonnenapotheke, ein anderes beim Ötenbach, und das anno 1532 erbaute Bollwerk unten am Waisenhaus werden bald genug auch verschwinden.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Kehren wir zurück zur Fortsetzung meines curriculum vitæ.

Die zwei Jahrzehnte 1870—1890 waren die arbeitsvollsten meines Lebens, ja, ich darf sagen, ich leistete so viel wie zwei. Leid that es mir, nicht mehr Zeit meiner Familie und namentlich meinen Kindern widmen zu können.

Neben den wichtigsten Arbeiten im **Sortimentszweige** nahm der **Verlag** meine Zeit und Kraft gewaltig in Anspruch. Dazu kam, daß ich alles Wichtigere, was an mich herantrat, zumal Gemütsbewegungen, sehr schwer nahm, so schwer, daß ich jahrelang mit trüben Gedanken und einer gedrückten Stimmung zu kämpfen hatte, was ich nach außen möglichst verbarg. Beides hat wohl mein späteres Kopfleiden, wenn nicht verursacht, doch gefördert. — Dagegen erleichterte der vorzügliche Ruf der Firma und das hohe Ansehen, in welchem mein sel. Vater bei allen seinen Berufsgenossen und beim Publikum gestanden hatte, mein Wirken wesentlich. Auch hatte ich mehrere gute Hilfskräfte zur Seite.

Meine meist im Hause aufgewachsenen Leute hatten alle wirklich Freude an der Arbeit und waren unermüdlich thätig; sie freuten sich mit ihrem Chef, wenn das Geschäft florirte, und lebten mit ihren Familien so eingezogen, daß sie bei mäßigem Lohn etwas auf die alten Tage zurücklegen konnten. Ihr Verhältniß zum Prinzipal war ein ununterbrochen freundliches, ja herzliches.

Einer dieser Getreuen, der über 70 Jahre alt noch lebt und mit den Seinigen ein eigenes Häuschen mitten im Grünen auf aussichtsreicher Höhe am Wyler bei Wiedikon bewohnt, ehemals einer der besten Schriftsetzer, schreibt mir, h. Weihnachten 1900, in Antwort auf ein Weihnachtsgrüßchen (eine Torte mit der Inschrift „Alte Treue" und ein paar Flaschen Wein):

Mein lieber Herr Schultheß!

Besten Dank für den freundlichen Weihnachtsgruß. Die zwei Worte „Alte Treue" haben mich gerührt; ich mußte mich fragen, habe ich das auch verdient? Die Antwort bleibe ich schuldig. Das Leben kommt mir oft vor wie ein Traum, wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, wo ich meine größte Freude in dem von mir gewählten Berufe fand; wenn ich am Morgen mich an den Kasten stellte, und in stiller Andacht „das walte Gott" die mir vorliegende Arbeit einteilte und am Abend mit dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht im Kreise meiner Familie ausruhen konnte, so war das eine schöne Zeit und ich befand mich dabei glücklich. Nun sind die Tage gekommen, wo dieser Arbeit das Ziel gesteckt ist; freue mich aber, daß ich gewirkt habe, so lange es Tag war, und Gottlob in den Stand gesetzt bin, daß mich ökonomische Sorgen nicht drücken.

Schließlich überſende ich und meine l. Frau Ihnen, Ihrer werten Gattin und Ihrer ganzen Familie die beſten Grüße, gute Geſundheit und ein von dem lieben Gott geſegnetes neues Jahr wünſchend.

Ihr

J. Eſchmann-Abegg und Gattin.

Wiedikon, den 24. Dez. 1900.

Seither iſt in die Arbeiterſchaft ringsum vielfach ein anderer Geiſt eingezogen, das einſtige patriarchaliſche und für beide Teile erſprießliche Verhältniß iſt großenteils verſchwunden, Arbeitgeber und Arbeitnehmer ſtehen ſich nun mehr oder weniger kühl gegenüber.

Conſervativer Sinn und Pietätsgefühl hielten mich davon ab, das alte Haus zur Weinleiter zu verkaufen und in beſſerer Geſchäftslage ein neues zu erwerben. Es mag dieß ein Fehler geweſen ſein. Dagegen wurde der Laden gründlich renovirt und nach der Münſtergaſſe hin erweitert. Bisanhin hatte man ſich ohne Schaufenſter beholfen und noch Petroleum zur Beleuchtung benützt.

Von bedeutenderen Verlagsunternehmungen führe ich an: J. Bluntſchli, Kleines Staatswörterbuch. Drei Bände. — W. Rüſtow, Der Krieg von 1870—71. — H. Chriſt, Das Pflanzenleben der Schweiz. — Osw. Heer, Die Urwelt der Schweiz. 2. Aufl. — A. Mouſſon, Phyſik. Neue Auflagen. — Rudolf Wolf's große mathematiſche und aſtronomiſche Werke. — A. Schneider und H. Fick, Geſetzes-Commentare. — Die Lehrmittel für Engliſch, Franzöſiſch und Italieniſch meines hochbegabten Freundes, Prof. Dr. Hch. Breitinger, und Dr. Dändlikers illuſtrirte Geſchichte der Schweiz. Drei Bände. — Zu manchem dieſer, wie gerade dem letztgenannten Werke, gab ich ſelbſt den Anſtoß. Sodann pflegte ich mit beſonderer Vorliebe den Lehrmittel-Verlag, bis der Staat, ohne mich im mindeſten zu entſchädigen, ein Monopol errichtete. Gegen dieſe Concurrenz ließ ſich natürlich nicht aufkommen.

Wenn nun einerſeits der Staat, deſſen Bürger ich bin und dem ich Jahr um Jahr meine Steuern entrichte, mich ſchmählich behandelte, ſo erhielt ich unverhofft im Frühjahr 1888 eine mich ſehr ehrende Anerkennung von außen. Anno 1887 wurde mir von einem penſionirten k. k. öſterreichiſchen Offizier aus Ungarn, welcher vorher zuletzt eine Zeitlang im k. k. Generalſtabsbüreau in Wien gearbeitet hatte, ein Manuſcript über „Öſterreich-Ungarn gegenüber Rußland, Mobilmachung, Chancen" zum Verlage angeboten. Beim Durchleſen kam mir der Gedanke, daß der Verfaſſer offizielle

Acten unbefugt benützt haben möchte, und der gerade in Urlaub zu Zürich befindliche, mir befreundete k. k. Generalmajor Conrad Rüscheler von Neuegg bestärkte mich in meiner Vermutung. Rasch entschloß ich mich, die Sache abzulehnen, und womöglich das Erscheinen der Sensationsbroschüre überhaupt zu verhindern. Ich vermochte den Verfasser dazu zu bestimmen, mir sein Manuscript käuflich zu überlassen und gleichzeitig auf eine Veröffentlichung zu verzichten. Der oberste Kriegsherr, Kaiser Franz Joseph, welcher von diesem Vorfall Kenntniß erhalten hatte, wollte mir seine dankbare Gesinnung bezeigen und ließ mir statt eines Ordens durch die k. k. Gesandtschaft in Bern huldvollst ein Geschenk zukommen, bestehend in sechs, nur in ca. 80 Exemplaren für den Hof gedruckten Albums, nämlich:

1. Freydal. Des Kaisers Maximilian I. Turniere und Mummereien. Mit 255 Lichtdruckbildern.
2. Die Waffensammlung des österr. Kaiserhauses im Artillerie-Arsenal-Museum, reich illustrirt.
3. Die Schatzkammer des österr. Kaiserhauses. Mit 100 Radirungen.
4. Das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn. Mit Kupferstichen.
5. Das kaiserliche Lustschloß Laxenburg. Mit Kupferstichen.
6. Ansichten aus dem kaiserlichen Thiergarten bei Wien.

Sämmtlich herausgegeben durch den verdienstvollen Hofrat Quirin Ritter von Leitner in Wien.

Es war dieß ein Glücksstern in meinem Verleger-Leben.

Ein Jahrzehnt stand ich an der Spitze des Zürcherischen Buchhändler-Vereins, wohl achtmal an derjenigen des Schweizerischen Buchhändler-Vereins, der seine Jahresversammlungen in Zürich abhält; oft gab es recht schwierige Traktanden und zeitraubende Sitzungen. Anno 1874 präsidirte ich das 25jährige Jubiläum des S. B. V. auf der Zimmerleuten, das in dankbarer Erinnerung an die Gründer, in erster Linie meinen sel. Vater, auf einfache, gemütliche Weise gefeiert wurde.

Das Vertrauen der süddeutschen Collegen berief mich in den achtziger Jahren ins Comité des süddeutschen Buchhändler-Vereins. Zweimal besuchte ich auch die Ostermesse zu Leipzig.

Beim **Militär** wurde ich, nachdem ich noch anno 1868 als Major eine eidg. Centralschule in Thun (Schulcommandant Oberst Hofstetter) bestanden hatte, Anfangs 1870 Infanterie-Bataillons-Commandant. Das mir zugeteilte Stadt-Bataillon 3 (vormals unter Commandant Walder) war bei meinem Antritt in einer etwas lockern Verfassung. An der Grenz-

besetzung 1871 hatte mein Bataillon nicht auszurücken, dagegen am eidg. Divisions-Truppenzusammenzug 1872 an der Sitter teilzunehmen. Die Manöver leitete der eidg. Oberst-Divisionär Scherer, Stabschef und Oberst Stocker in Luzern; Truppen: Schützenbrigade: Anderegg, I. Inf.-Brigade: Trümpy, II. Inf.-Brigade: Kottmann, III. Inf.-Brigade: Arnold, Artillerie-Brigade: v. Edlibach, eine Genie-Abteilung, 2 Comp. Dragoner, Train ꝛc.

Die kantonale Vorübung meines Bataillons fand in und um das Städtchen Elgg statt, wo wir Offiziere eines Abends das malerisch gelegene Schloß der Familie Werdmüller besichtigten; dann im Brigade-Verband (Oberst Trümpy) kantonnirten wir um Wyl und Goßau, Kanton St. Gallen. Die eigentlichen Manöver spielten sich am untern Laufe der Sitter ab. Dieselben waren lehrreich, aber da es an genügenden Ruhepausen fehlte, sehr anstrengend.

Ende 1873 erhielt ich altershalber meine Versetzung zur Landwehr und Ende 1874 auf mein Verlangen die gänzliche Entlassung vom Dienste.

Nach meiner Ernennung zum Bataillons-Commandanten hatte ich im Kriegsjahr 1870 ein eigenes Reitpferd angeschafft. Dabei lernte ich zweierlei. Erstens, daß der Pferdehandel ein heikles Ding sei; das erste Pferd war zwar hübsch von Figur, indeß zeigte es sich bald, daß es schwache Beine hatte. Zweitens, daß man genügend Zeit haben müsse zum Reiten; das zweite Pferd, ein sechsjähriger temperamentvoller Goldfuchs, hätte täglich mehrere Stunden geritten werden sollen, was mir meine Geschäfte nicht gestatteten. Es wurde stallmutig, wälzte sich im Stande und verletzte sich dabei an einem Fuße, gerade vor oben erwähntem Truppenzusammenzuge, so daß ich ein fremdes Pferd entlehnen mußte. Nach zwei Jahren verkaufte ich meinen Fuchs an Herrn Oberst und Professor Carl Pestalozzi, dem es viele Jahre vortrefflich diente.

Ich schied vom Militär mit dem Eindrucke, daß unsere Milizarmee noch großer Verbesserungen bedürfe, die sie seither thatsächlich erfahren hat. Doch auch gegenwärtig (1900) noch bin ich der Ansicht, daß es ihr im Ernstfalle am notwendigen festen Gefüge, an der erforderlichen Disziplin und dem Cadre an Übung gebrechen würde. Von Offizieren und Mannschaften bei unserm jetzigen Miliz-System wesentlich mehr zu verlangen, wäre unbillig.

Eine Neu-Organisation wird kommen müssen so oder so. Nach meinem Dafürhalten wären ein volles Dienstjahr mit darauf folgenden kurzen

Wiederholungskursen und ein gewisses stehendes Cadre unerläßlich. Daß unsere höheren und höchsten Stabsoffiziere weiterhin neben ihrer verantwortungsvollen militärischen Stellung einem Privatberufe obliegen, betrachte ich im Hinblick auf die hohe Ausbildung der Nachbar-Armeen als eine Sache der Unmöglichkeit.

Neben den Versammlungen der Offiziersgesellschaft von Zürich und Umgebung besuchte ich regelmäßig zur Winterszeit die Sitzungen der kleinen mathematisch-militärischen Gesellschaft auf der Waag, bestehend aus höheren aktiven und nicht mehr aktiven Offizieren, Jahrzehntelang unter dem Präsidium des allverehrten Herrn Obersten C. Ed. Ziegler, dann unter demjenigen des Herrn Oberstdivisionär A. Vögeli-Bodmer, wie gegenwärtig noch. Die erste Hälfte des Abends nimmt jeweilen irgend ein Vortrag in Anspruch, die zweite ist kameradschaftlicher Unterhaltung gewidmet. Ein besonders verdientes Mitglied war mein sel. Schwiegervater W. M. In den Zeitabschnitt 1870—90 fallen die meisten meiner Vorträge in diesen Gesellschaften. Deren Themata bildeten u. a.

Gedanken über Feldübungen kleinerer Corps gemischter Waffen.
Morgarten 1315. Mit Plan.
Suworoff's Marsch über den Kinzigkulm 1799. Mit Plan.
Das Gefecht bei Trautenau 1866. Mit Plan.
Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter, und die deutschen Landsknechte.
Das Gefecht bei Coulmiers 1870. Mit Plan.
Das Gefecht bei Beaune-la-Rolande 1870. Mit Plan.
Der Truppenzusammenzug an der Sitter 1872.

Ende 1869 wurde ich vom Stadtrate Zürich eingeladen, die Stelle eines **Oberpannercommandanten** und Chefs der städtischen Feuerwache zu übernehmen, wozu ich mich nicht ohne Bedenken entschloß. Das Corps, vier Infanterie-Compagnien umfassend, rekrutirte sich damals noch aus aktivem und passivem Militär mit verschiedener Ausrüstung und wenig vorteilhafter Uniformierung. Um den Dienstgang bei Brandfällen zu fördern, ordnete ich jährlich 3—4 Übungen in verschiedenen Stadtteilen an, unter Supposition eines Feuerausbruches, und that mein Möglichstes, um das Institut zu heben (ohne irgendwelche Besoldung), was mir wirklich bis zu einem gewissen Grade gelang. Das bedeutendste Brandunglück war dasjenige der Kaserne im Thalacker (wo jetzt die Häuser der Herren Dr. med. Pestalozzi und Prof. Dr. R. Rahn) im Jahre 1871.

Beim sog. Tonhalle-Crawall 1871, als folgenden Tages ein Volkshaufe die in der Strafanstalt zum Ötenbach verhafteten Unruhestifter befreien wollte, hatte ich mit einem Teile der Bürgerwehr (städtische Feuerwache) Nachts die Kaserne im Thalacker zu besetzen und von dort Patrouillen auszuschicken, eventuell die aufgebotenen Truppen, einige Compagnien Infanterie unter meinem Freunde, Commandant Caspar Escher, zu unterstützen. Ebenso war Oberstlt. Adolf Bürkli mit einer Abteilung berittener Bürgerwehr ausgerückt. Wir Beide begaben uns von der Kaserne nach der Strafanstalt, um dem Direktor Wegmann unsere Hilfe anzubieten. Das Militär vermochte jedoch den Sturm des Pöbels abzuweisen und unser Eingreifen unnötig zu machen, was uns Beiden lieb war, denn für solche Aktionen wären die uns zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichend gewesen.

Übrigens hätte der ganze Skandal vermieden werden können durch etwas mehr Takt der in Zürich lebenden Deutschen, die sich nicht entschließen konnten, ihr Siegesfest in der Tonhalle zu verschieben, sondern es abhielten, während noch Zürich und die Schweiz die geschlagene Bourbaki-Armee beherbergten, obschon sie wußten, daß ein starker Teil der schweizerischen Bevölkerung es mit den Franzosen hielt.

Gleichzeitig mit meinem Rücktritt vom Militär quittirte ich auch die Oberpannercommando-Stelle.

Es erfuhr bald darauf das Feuerlöschwesen eine völlige Umgestaltung, in Folge deren es an Leistungsfähigkeit sehr gewonnen hat, aber auch die Stadt das Zehnfache kostet.

Eine Amtsdauer hindurch gehörte ich dem **Schwurgerichte** an, einem Institut, dessen Güte und Zweckmäßigkeit mir fraglich erscheint. In manchen Fällen wird der Urteilskraft der Laien zu viel anheimgegeben; auch vermag der Obmann der Geschwornen unter Umständen einen drückenden Einfluß auszuüben. Diesen Eindruck habe ich s. Z. mit nach Hause genommen. — Unter den Straffällen meiner Session interessirte mich derjenige des Naturarztes Trachsler in Veltheim am meisten. Er war angeklagt, durch unrichtige Behandlung den Tod eines Patienten verschuldet zu haben. Als Zeugen oder Experten erschienen mehrere hiesige Ärzte und Professoren.

Der Schwurgerichtshof sprach den Angeklagten frei, ob im Hinblick darauf, daß solch' Mißgeschick auch etwa patentirten Ärzten passirt, oder weßhalb, weiß ich nicht mehr.

Schon Anfangs 1866 war mit einem glänzenden Stimmen-Mehr meine Wahl in den **Größern Stadtrat** erfolgt. Während zwei Amtsperioden schwand indeß meine Popularität rasch, da ich gewöhnlich mit der Minorität gegen übertriebene Gemeinde-Ausgaben für unnötige oder leicht aufschiebbare Bauten ꝛc. sprach. Während die Väter der Stadt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielleicht zu ängstlich gewesen waren, folgten in der zweiten Hälfte großartige, höchst kostspielige städtische Unternehmungen in stürmischem Tempo auf einander, und es mußten zur Deckung zahlreiche Anleihen (Curs von 3½% Stadt-Obligationen 88% September 1900!) gemacht und immer höhere Steuern von den Gemeinde-Angehörigen bezogen werden. — Gerne verzichtete ich nach Ablauf der zweiten Amtsperiode auf die Ehre, um so lieber, als Sitzungen mir von jeher lästig waren.

Desto mehr Befriedigung gewährte mir meine Stellung im Vorstande der **Zunft zur Saffran.** Das Zunftwesen, dieser alte, schöne Verband der Bürgerschaft meiner Vaterstadt, war mir außerordentlich sympathisch. Es reute mich keine Zeit und keine Mühe, zur Verschönerung der Festlichkeiten (Sechseläuten, Sauermähli ꝛc.) der Saffran beizutragen. Lange Zeit machte mir das öffentliche Reden große Mühe, nach und nach lernte ich es und hielt gewiß an hundert längere und kürzere Ansprachen, dabei in der Regel an die Geschichte der Stadt und der Zünfte anknüpfend. Dann und wann erfreute ich auch, im Besitze einer freilich wenig geschulten, aber sonoren Baritonstimme, meine Mitzünfter durch Liedervorträge. Es war im Jahre 1889, als die Saffranzunft am Herbstmahl das fünfhundertjährige Bestehen ihres Hauses feierte. Daraufhin besorgte ich im Stillen, — denn niemand außer mir hatte an den Zeitpunkt gedacht — ein kleines Festspiel. Beim Nachtisch erschien auf der mit Grünem geschmückten Zunftstube eine Gruppe junger Costümirter (Söhne und Töchter von Zünftern), an der Spitze ein Genius, der Schutzgeist des Hauses (Emilie Hug, geb. 1880), mit einer poetischen Ansprache den Akt einleitend, dann in alter Tracht der Zunftmeister von 1389, dargestellt durch Hans von Muralt, geb. 1877, mit dem Haus-Kaufbrief in originale und neben ihm der Baumeister (Heinrich Ernst, geb. 1873). Ersterer hielt, dem Zunftpräsidenten gegenüber stehend, eine Begrüßungsrede, in der er zu der seltenen Feier Glück wünschte, letzterer brachte auf einem silbernen Teller das Modell des ursprünglichen Hauses in Nogat. Zum Schlusse ließ sich wiederum ein Mädchen (Marie Schultheß, geb. 1877) als Buchdruckerstochter in weißem Gewande, eine

Schleife mit dem Buchdruckerwappen umgeschlungen, in gebundener Form hören, um nachher die von mir verfaßte Festschrift: „500 Jahre. Aus drei Jahrhunderten" an die Herren Zünfter geschenkweise zu verteilen. Das einfache, gemütliche Hausfest verlief zur allseitigen Befriedigung.

Auf meiner Zunft lernte ich einen meiner liebsten Freunde kennen, Herrn Hans R. von Orelli-Heß, geb. 1820, gest. 1884, und mit meinem lieben, hochgeschätzten Freunde und Vetter, Herrn Oberstlt. Adolf Bürkli, Zünfter zur Meise, geb. 1819, gest. 1894, und einigen andern Herren, wie Freund Heinrich Wild-Nägeli, verbrachte ich je Sonntags nach Tisch ein Stündchen beim schwarzen Kaffee in höchst angenehmer Weise. Des Abends traf ich etwa dort Freund Bernhard Spyri, Stadtschreiber, geb. 1821, gest. 1884, sowie meinen spätern Gegenschwäher, Herrn Baumeister Fritz Ulrich, geb. 1821, gest. 1899.

Eine andere Ehrenstelle, die mir 1881 zufiel, diejenige eines Präsidenten der **Schultheſſen-Familie**, bezw. der Sch. Familienfonds-Stiftung vom Jahre 1759, welche ich heute noch bekleide, erfreute mich in hohem Grade. Derartige Familienverbindungen, wenn sie richtig organisirt und verwaltet sind, betrachte ich als einen wahren Segen, teils weil dadurch würdiger Armut geholfen werden kann, teils weil sie eine Generation mit der andern verknüpfen und der Nachwuchs sieht, wie es Familiengliedern gelingt, zu hohem Ansehen zu gelangen, aber auch etwa, zu eigner Warnung, wie Andere zu Grunde gehen. — An der Jahresversammlung erscheinen von allen Seiten her die volljährigen männlichen Mitglieder zur Rechnungsabnahme, zu Wahlen ꝛc., woran sich ein einfaches Mittagsmahl im Künstlergütli oder anderswo reiht. Neben dem Hauptfond existirt noch ein besonderer Frauen-Fond, an dessen Spitze ein Damen-Comité steht. — Als bleibendes Zeichen meines Dankes für die Ehrung und im Bewußtsein, wie einzelne Familien den Wechselfällen des Lebens ausgesetzt sind, stiftete ich der Familie einen von meinem sel. Vater geerbten, prachtvollen Becher (einst Eigentum des Hans Heinrich Schultheß, geb. 1594, Zunftmeister zur Saffran 1639).

Möge Gott die große, zahlreiche Familie der Schultheſſen in seinen Schutz und Schirm nehmen!

Der **Kirchenpflege Großmünster** gehörte ich etwa sechs Jahre an. In den Sitzungen richtete sich so ziemlich Alles nach dem Willen des Präsidenten, Antistes Dr. Finsler.

1868 war ich der **Section Uto des S. A. C.** beigetreten, indem ich meine Teilnahme auf die Wintersitzungen beschränkte und mich von den Ex-

kursionen dispensirte. Ich zog es nämlich bei weitem vor, allein zu wandern und Land und Leute überall mit Muße zu beobachten. Nur so konnte ich mir Alles dauernd einprägen und einen bleibenden Gewinn aus meinen vielen Bergfahrten ziehen. Als guter Fußgänger und großer Naturfreund habe ich viele genußreiche und erquickende Stunden auf Alpenhöhen verbracht im Anblick majestätischer Eisregionen, in stillen, weltvergessenen Hochtälern oder im zauberischen Dunkel des ernsten Bergwaldes. Diese reinen Naturgenüsse, an denen ich öfters meine Familie teilnehmen ließ, bilden wahre Glanzpunkte in meinem Leben, und erhellten mir in spätern Jahren manche bittere Leidensstunde. Mit Vorliebe bestieg ich mittlere Höhen und aussichtsreiche Voralpen, da ich das Malerische dem Imposanten und Grauen-Erregenden vorzog. Stets hielt ich auf zeitiges Aufbrechen, geregeltes Marsch-Tempo, zeitiges Zubettgehen. Als Kost diente mir bei längeren Bergbesteigungen in der Regel Wasser mit Kirsch, und Zucker, Käse, Brot, wo möglich etwas kaltes Geflügel und ein Glas Veltliner. Kaffee und Limonade waren damals noch weniger beliebt.

Einst nahm ich mir vor, ein von Touristen höchst selten besuchtes Hochtal der Urschweiz vom Ursprung bis zum Ende zu durchstreifen.

„Dazu begebe ich mich frühzeitig auf den Weg. Die ersten vier Stunden ist es ein Fahrweg, der zu einem stattlichen Senntum auf einem Hochplateau, dem Stolz der Talbevölkerung, führt. Wir, ich und ein junger blühender Bursche, passiren einen herrlichen Buchenwald, auf den Tannen, und was für Tannen, von kerzengeradem Wuchs und gewaltigen Dimensionen, sowie malerische Ahorngruppen folgen. Rechts und links türmen sich 5—6000′ hohe Berge auf, spitze grüne Pyramiden, Kegel von bizarrer Form und felsige breite Rücken. In der Tiefe eilt tosend und schäumend ein Bach der Ebene zu. Von besagtem Senntum an folgen wir volle drei Stunden einem oft kaum erkennbaren Fußwege bis dahin, wo ein schneidiger Kamm den Abschluß bildet. Die Vegetation ändert sich. Nur noch magere Tännchen im ständigen Kampfe ums Dasein und von Wind und Wetter zerzauste Legföhren zeigen sich vereinzelt dem Auge. Dafür erfreut uns das Roth der Alpenrose.

Auch die Spuren menschlicher Ansiedelungen verschwinden; da und dort klebt noch ein Häuschen an steiler Halde, und uns gegenüber wird eine ganze Gruppe niedriger Hütten auf einem Felsvorsprunge sichtbar. Es sind Stallungen für Ziegen, die allein noch in dieser Höhe, Gemsen gleich kletternd, ihre Nahrung finden. Ein Hirt, der uns begegnet, schaut uns mit

großen Augen an, denn städtisch gekleidete Leute in dieser öden Wildniß anzutreffen, scheint ihm wunderbar. Und in der That, was sollte einer in diesem weltvergessenen Erdenwinkel suchen! Doch was eben magnetisch den Naturfreund anzieht, das ist diese unentweihte Scholle Erde mit ihrem geheimnißvollen Zauber. Nun am obersten Ende der Thalsohle angelangt, entschließen wir uns, zur Mittagszeit die nahe 7500′ hohe Kuppe zu ersteigen, deren Lage eine herrliche Aussicht verspricht. Bald sind wir oben und sehen unsre Mühe aufs reichlichste belohnt. Vor uns liegt ein unendliches Meer von mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Hochalpen matt leuchtend im Glanze der Sonne, zu Füßen in schwindelnder Tiefe ein See, in den sich unter hörbarem Rauschen ein Alpbach ergießt und auf dem eben ein Dampfboot, einer Mücke gleich, sichtbar wird. Überall lautlose Stille. Hier, inmitten der Wunder der Schöpfung, beschleicht den Wanderer, auch wenn er sonst derartigen Regungen schwer zugänglich ist, ein Gefühl der Allmacht Gottes und des eigenen Nichts.

Allzu rasch sind die Augenblicke auf unsrer hohen Warte verstrichen; nachdem wir uns gestärkt und an der Hand einer Spezialkarte so weit möglich in dem weiten Panorama orientirt, nehmen wir unsern Rückweg dießmal auf der linken Thalseite, der stetig stark abfallend den Knieen eines Stadtkindes viel zumutet, dafür aber uns in der Hälfte der Zeit, die der Aufstieg erfordert hatte, der Ebene und unsern Penaten zuführt."

Ein anderes Mal setzte ich mich an einem „glanzigen" Morgen in Marsch, um einen Tag im Gebirge zu verbringen.

„Es ist Hochsommer und die Luft in unserm Standquartier drückend. Wie leicht geht es sich in der Morgenfrühe über den thauigen Rasen zwischen Baumgärten und Hecken. Die Wohnhäuser und Häuschen harmoniren in ihrer Bauart ganz mit dem Gelände; eben schicken sich ihre Bewohner an, zur Arbeit zu gehen, alles liegt der Land- und Alpwirthschaft ob; noch haben Kultur und Technik sich hier zu Lande nicht eingenistet. Stattliche Kastanien-, prächtige Obstbäume prangen auf den blumigen Wiesen, in der Tiefe schimmert ein See, und mächtige Gebirgsketten, mit hundert und hundert Häusern und Hütten besäet, umrahmen das liebliche, tiefen Frieden und Ruhe athmende Gelände, das schon zu den Voralpen gezählt werden darf.

Wiederum ist ein tosender Alpbach, der vor seinem Abfluß in den See mehrere hübsche Wasserfälle bildet, unser treuer Begleiter bis hinauf zum Ziele. Mäßig ansteigend, gelangen wir durch ein köstliches Buchen-

wäldchen zu einem Dorfe, sodann über Matten zum Fuße des „Stutz“ oder Berges, den wir zu ersteigen haben. Da und dort werden beschneite Hörner sichtbar, eine frische Bise weht uns entgegen, durch Felsen im Zickzack erreichen wir die oberste Thalstufe, einen weiten, offenen Wiesenplan mit einem kleinen See und beweidet von vielen hundert Kühen. Im einfachen Gasthause, wo uns die Familie des Wirthes selbst bedient, stärken wir uns an einem guten Imbiß, dessen Hauptgericht köstliche Bachforellen sind. Dann durchstreifen wir das Hochplateau und besichtigen dessen Schrattenfelder, in denen eine Alpenflora, so üppig und in Farben strahlend wie sonst nirgends, zu Hause ist. Mittlerweile naht der Abend. Das Scheiden des Tages wollen wir vom See aus, in einem Boote still dahinfahrend, betrachten. Im Wasser spiegeln sich die ihn umsäumenden Tannengruppen und die jähen Wände der nahen Felskolosse. Mehr und mehr tritt die Beleuchtung zurück; es machen sich dunkle Schatten bemerkbar, ein zarter Schleier umfängt die Häupter der Gebirge und legt sich auf die stellenweise sumpfige Wiesenfläche. Da und dort leuchtet noch eine hohe Bergeszinne. Ein kühler Luftzug macht sich spürbar, die Nacht bricht herein.

Welch' beglückende Stille, nur dann und wann unterbrochen vom Herdengeläute!

Es wird Zeit, daß wir unsern Kahn dem Ufer zuwenden und Abschied nehmen von dem unvergeßlichen Bilde.“

Es ist ein Sonntag, Mitte August.

„Die Dorfbewohner tragen ihren Sonntagsstaat, die Männer gestickte Jacken, die Frauen und Mädchen farbige Mieder, silberne Ketten und allerlei Haarschmuck. Nach dem Gottesdienste sieht man ganze Familien vor ihren Häusern sitzen und plaudern. Das leidige Wirthshausleben der Städte ist noch unbekannt. Das Volk ist gesund an Leib und Seele, patriarchalisch einfach erzogen und festhaltend an seiner Religion und seinen Gebräuchen. So war's damals vor der Eisenbahnzeit.

Um den schönen Tag nicht ohne Ausflug vorübergehen zu lassen, schlage ich den Meinigen einen Spaziergang vor, was freudig begrüßt wird. Wir folgen einem sanft ansteigenden Stationenweg durch schöne Baumgärten und würzig duftende Matten, da und dort plaudernd mit des Weges kommenden Landleuten, über deren klares Urteil wir uns freuen. Eine freundliche Lehrschwester, sie heißt Brigitta, unterhält sich eine Weile mit meinem jüngsten Töchterchen und gibt ihm eine Lilie, die wohl aus einem Klostergarten stammt. So erreichen wir Stationenbildchen um Stationen-

bildchen, die freilich nicht von Künstlerhand gefertigt sind und arg vom Wetter gelitten haben. Aus einem kleinen Gehölz tretend, erblicken wir hoch über uns auf einem Felsen eine Kapelle, deren weiße Mauern weit ins Land hinaus sichtbar sind. Im Hintergrunde erhebt sich ein mit Tannen bewaldeter Grat. Wir umgehen die Felsenterrasse und kommen zur epheuumrankten Kaplanei; hier ruhen wir aus. Der mir bekannte Kaplan erscheint in persona. Er gehört der ältern Generation der katholischen Geistlichkeit an, die, tolerant in confessionellen Dingen, gerne auch mit Andersgläubigen verkehrt, und er erzählt uns manches Interessante über die Gegend, während die Köchin Agnes meinen Kindern delikate selbstbereitete Gleichschwertörtchen aufstellt. Noch vor Sonnenuntergang steige ich auf alter steinerner Treppe zum Kirchlein hinauf und erlabe mich von der Ringmauer aus am reizenden Anblick des wechselvollen Geländes. Es ist nicht eine imposante oder durch klassische Schönheit blendende Landschaft, die dir vor Augen liegt, wohl aber ein liebliches, Herz und Gemüth fesselndes Bild echt schweizerischen Gepräges, das dich anheimelt und dir treu in Erinnerung bleibt. Ein zwei Stunden langer See belebt das Thal, an seinen Ufern erheben sich ringsum Gebirgszüge, wenige davon kahl, die meisten bewaldet und mit herrlichen Matten und unzähligen Häusern und Hütten geschmückt.

Wie ich so sinnend dastehe, beginnt das Abendgeläute, zuerst in der Hauptkirche zu S., dann in allen umliegenden Ortschaften; zuletzt fällt auch das Kapellenglöcklein in hellem Tone mit ein. Nachdem es verklungen, trete ich in das kleine Heiligtum, das dem Schutzpatron des Landes geweiht ist. Im Halbdunkel des Chores brennt das ewige Licht, der Altar ist geziert mit einem Bilde von Deschwanden, einem Maler, der wie wenige andere es verstanden hat, seinen Marien und Engeln einen holdseligen, unschuldsvollen Ausdruck zu verleihen. An den Fenstern finden sich hübsche Glasmalereien, Stiftungen von Klöstern und Privaten, an den Wänden des Schiffes hängen Stationenbilder, wohl von einem Schüler des Meisters gemalt, und zu beiden Seiten des Eingangs viele Votivtäfelchen und wächserne Gliedmaßen, die einem in höchst naiver Art die Leiden ihrer Stifter vor's Auge führen. Ein Hauptschmuck dieser, wohl einer der schönsten Kapellen des Schweizerlandes, ist die zierliche Rosettendecke und das Chorgestühl. Ich bin allein. Die feierliche Stille, nur unterbrochen durch das Tick-Tack der Turmuhr, weckt in mir Gedanken, die im Alltagsleben des Menschen so leicht durch hunderterlei Eindrücke und Sorgen der Gegenwart verdrängt werden, Gedanken der Ewigkeit.

Still wie ich kam, verließ ich die liebliche Stätte, um mit den Meinigen noch vor völliger Nacht auf einem andern Wege in mein Standquartier zurückzukehren. Just bei unsrer Ankunft ruft der Wirth, ein Tausendkünstler, auf seinem Waldhorn die Gäste zum Abendessen."

Diese Beispiele mögen genügen, um die Art und Weise zu beleuchten, wie ich Land und Leute kennen zu lernen bemüht war.

Meine Schilderungen des Geschehenen fanden in der Section Uto großen Beifall, so meine

Streifzüge in Ob- und Nidwaldens Bergen;
Über's Weißthor nach Italien;
Vom Rhätikon: Der Falkniß, das Silvrettahorn.
Aus dem Schächenthal. Der Kinzigkulmpaß und Roßstock.
Suworoff's Zug ins Muottathal ꝛc.

Einen wirklichen Dienst konnte ich dem S. A. C. damit erweisen, daß ich im Jahre 1882 den Druck und Verlag seines Organs, der „Schweizerischen Alpenzeitung" (Redaktor Pfarrer Lavater, dann Dr. E. Walder, der hochverdiente Präsident der Section Uto) übernahm, nachdem der frühere Verleger sich geweigert hatte, das unrentable Unternehmen fortzuführen. Es erschienen bei mir elf Jahrgänge.

Gewöhnlich brachte ich ein paar Wochen der **Sommerfrische** mit meiner Familie zusammen in den Bergen zu, wobei ich bald allein oder mit Führer, bald mit meinen Angehörigen, Groß und Klein, Fußwanderungen unternahm. Unser bevorzugtes Revier war Unterwalden, das liebliche Gelände am Sarnersee, Sachseln fünfmal, dann Stans einmal und Engelberg dreimal, wo ich überall Land und Volk ziemlich genau kennen lernte. Noch war die Natur unberührt von den modernen Verkehrsmitteln, in den Bergen stieg man zu Fuß herum, im Thal standen Postwagen und Fuhrwerke aller Art zur Verfügung. Mit Ausnahme von Engelberg und Bürgenstock gab es noch wenige Hotels und Kurhäuser, und in diesen traf man meist nur schweizerische Gäste. Überall war man einer freundlichen Bedienung, ohne befrackte Kellner und steife Table d'hôte, sicher. Den Comfort einer Stadt vermißte man gerne und sah sich dafür reichlich entschädigt durch den Zauber der Natur, die köstliche Luft, den würzigen Duft der Matten, das erfrischende Naß murmelnder Bäche und Quellen. Ein paar Mal verbrachten wir unsere Sommerfrische im reizenden Obstalden am Walensee, im Prättigau zu Klosters, von wo aus das herrliche Silvrettagebiet besucht wurde, und im Schächenthal. Von Obstalden aus machten wir einmal

en famille einen Ausflug ins Toggenburg über Weesen, das Bergdörfchen Amden, die Amdener Höhe nach Starkenbach, wo wir, ziemlich ermüdet von dem heißen Marsch, in dem währschaften Gasthaus zu den drei Eidgenossen übernachteten. In einer unsrer Schlafstuben stand, wie im Toggenburg häufig, eine alte Hausorgel, was meine Kinder belustigte; in dem großen Saale nebenan pflegte nach Aussage des Wirthes der berühmte Geologe Dr. Arnold Escher von der Linth bei seiner Einkehr seine gesammelten Mineralien auf den langen Tafeln zu untersuchen und zu sortiren. Der freundliche, freigebige Herr sei beim Volke äußerst beliebt gewesen. Folgenden Tages gings weiter nach Alt-St. Johann, Unterwasser, von wo aus der Säntis oft erstiegen wird, bis hinauf nach Wildhaus, von da zu Wagen nach Buchs und per Eisenbahn nach Obstalden zurück. Ein weiterer Ausflug galt dem Alvier.

Von Klosters aus ging ich eines Tages mit einem Führer über Mombiel dem Wasser entlang durch Wiesen und malerische Ahorngruppen nach Sardasca, einem freundlichen Senntum zu hinterst im Thal, von dort noch hinauf zur Silvretta-Clubhütte, wo wir, die einzigen Gäste, nächtigten. Im Fremdenbuch fand ich den Namen Carl Gerok eingetragen und sein schönes Gedicht:

O Tag des Herrn, den ich auf Alpenhöhen
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt,
Umbraust im Sturm von seiner Allmacht Wehen,
Im Sonnenschein von seiner Huld erwärmt.
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
Und war's kein Tagewerk im Joch der Pflicht,
Auch auf den Bergen hält die Gottheit Schule
In hehrer Majestät! Es reut mich nicht!

Noch flimmerten die Sterne am Himmel, als wir den Gletscher überschritten, vor uns einen ganzen Kranz von in Schnee und Eis gehüllten Bergen. Bald befanden wir uns am Fuß des Hornes und in anderthalb Stunden auf dessen Gipfel, wo sich uns bei günstigster Beleuchtung ein herrliches Panorama aufthat, umfassend ein unendlich weites Gebiet von Tiroler- und Schweizer-Hochalpen, aus dem sich mir am tiefsten eingeprägt haben der Großlitzner, das spitze Seehorn, das massige Fluchthorn im Unterengadin, dann in der Nähe die beiden Buin, das düstere Verstanclahorn und dahinter der schlanke Piz Linard. Unter unserm Standpunkte graste, dem Ochsenthalferner zu, eine Gemse, und zwar so nahe, wie ich noch keine

zu Gesicht bekommen hatte. Diese Tour dürfte eine der leichtesten und lohnendsten in unsern Schweizeralpen sein. (Geschildert in meinem Aufsatz: Vom Rhätikon. S. A. C. 1883).

Im Schächenthal hatten wir unser Quartier in dem komfortabeln Hotel Klausen (Bonderach) zu Unterschächen. Von da aus konnte ich, bald allein, bald mit Familie oder jungen Leuten zusammen nach Herzenslust in den Bergen herumsteigen. Zu meinen Lieblingsausflügen gehörten das nahe Brunnithal, an dessen Ende der schneebedeckte Ruchen und die große Windgelle sich erheben, und von welchem aus wir einmal den Sittlisspitz erstiegen, nur ein Jahr vor dem Bergsturz; ferner der malerische Stäubibach und der Klausenpaß bis Linththal, der seither durch eine Postverbindung zwischen Uri und Glarus sehr an Frequenz gewonnen hat. Den Geröllhalden der kahlen, hohen kleinen Windgelle entlang gings einmal nach dem aussichtsreichen Roßstock mit Abstieg ins malerische Riemenstalderthal nach Sisikon am Vierwaldstätterse e und am selben Tage noch zurück nach Unterschächen (etwa 15 Marsch-Stunden). Da wir, mein junger Begleiter Max Goldschmid und ich, erst gegen Mitternacht ankamen, hatten sich die Zurückgebliebenen schon sehr um uns geängstigt.

Einen größeren Ausflug mit militärhistorischem Zwecke bildete mein Marsch von Bürglen über den Kinzigkulm nach dem Muottathal mit seinen Erinnerungen an Suworoff. (Siehe meinen Vortrag, p. 54). Für rüstige Fußwanderer bietet zur Sommerszeit das Schächenthal wirklich eine Menge lohnender Excursionen.

Die Zeit dieser Alpenwanderungen möchte ich als die „goldene" bezeichnen, als die Zeit der reinsten, erhebendsten Genüsse, die mir hienieden durch Gottes Güte beschieden gewesen.

Auch einige **Reisen** ins Ausland sind zu erwähnen.

Es war im Herbst 1879, als ich mit meiner l. Frau nach Stuttgart und Ludwigsburg reiste, wo wir bei der Familie Aigner freundliche Aufnahme fanden und mit ihr eine Ausfahrt nach Marbach, einem echt schwäbischen Landstädtchen, Schillers Geburtsort, machten. Bei dieser Gelegenheit folgte ich den Feldübungen zweier Brigaden aus Ulm und Stuttgart unter der Leitung von Excell. k. preuß. Generallieutenant von Schachtmeyer zwischen Waldenburg — Künzelsau — Schwäbisch Hall.

Bei einer andern Fahrt zur Süddeutschen Buchhändlermesse nach Stuttgart hatte ich Gelegenheit, den deutschen Kaiser Wilhelm I. zu sehen. Es geschah dieß beim Volksfest zu Berg bei Cannstatt. Zum Empfang des

aus Baden-Baden kommenden Kaisers war die Stadt beflaggt; Vormittags zehn Uhr fuhren Kaiser Wilhelm und König Carl durch die Anlagen zum Feste. Vor und hinter dem Wagen ritten die sog. Freireiter (berittene Stuttgarter Bürgermiliz) als Ehrengarde. Auf dem Festplatze, wie gewohnt bedeckt mit zahllosen Kram- und Schaubuden, sowie einer Ausstellung landwirthschaftlicher Gegenstände, harrte ihrer Ankunft eine ungeheure Volksmenge. Schon hatten sich in der offenen erhöhten Festhütte der Hof, die Minister und die Generalität eingefunden. Durch die Güte eines Collegen, Eduard Ulmer (Verlag landwirthschaftlicher Literatur), mit einer Eintrittskarte versehen, die mich berechtigte, in dem innersten Raume der Zuschauer zu stehen, konnte ich die Anfahrt aller Hofwagen in der Nähe mitansehen. Unter den Notabilitäten bemerkte ich den hochbetagten Oberststallmeister Grafen Taubenheim, den ausgezeichneten Pferdekenner. Der alte Herr schien noch ein scharfes Auge zu besitzen, denn er sah und rügte sofort, daß bei einem der ankommenden Wagen eines der Vorderpferde einen zerrissenen Schwanzriemen trug. Zum Schlusse langte der Vierspänner mit den Majestäten an. Der greise Kaiser stieg elastischen Schrittes die Stufen hinauf, die zum Pavillon führten und ließ sich durch König Carl, den ich recht gealtert fand, die Spitzen des Hofes und der Armee vorstellen. Abwechselnd trugen zwei Regimentskapellen von hohen Gerüsten herab Musikstücke vor. Dann folgte das übliche Bauern-Pferderennen, das indeß sehr alltäglich aussah. Überhaupt wurde das ganze Fest ohne Rücksicht auf den wahrscheinlich unerwarteten hohen Besuch in seiner hergebrachten Einfachheit abgehalten, und ich mußte mir sagen, daß wir Schweizer uns besser darauf verstehen, Volksfeste zu feiern, als unsre Nachbarn. Nach einer Stunde verließen die hohen Herrschaften den Festplatz, während mein College und ich vor unserm Rückweg noch in einer nahen Gaststube die übliche Wurst mit Sauerkraut kosteten.

Anno 1885 machte ich mit meinen l. Töchtern Mathilde und Nanny eine Fahrt über Ulm zur süddeutschen Buchhändlermesse in Stuttgart, der überaus freundlich gelegenen Residenzstadt Württembergs, von wo aus wir das historisch und künstlerisch merkwürdige Kloster Maulbronn besuchten und über Schaffhausen heimkehrten. Meine Töchter beschenkten mich nachher mit einer hübsch illustrirten Reisebeschreibung.

Im Frühjahr 1887 reiste ich abermals mit meiner l. Frau nach Stuttgart, dem Schwarzwald, Triberg und Freiburg.

In den achtziger Jahren hatte ich einmal als Delegirter des Schweizerischen Buchhändlervereins zu Ostern nach Leipzig zu gehen, wo ein

Jubiläum des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler gefeiert wurde und wo ich mehrere alte Collegen traf.

Leipzig, die große Universitäts- und bedeutende Handelsstadt, mit stellenweise etwas jüdischem Beigeschmack, in einer reizlosen Ebene gelegen, bietet im Gegensatz zu Dresden und den meisten süddeutschen Städten dem Fremden wenig Genuß. Ohne wissenschaftliche, künstlerische oder Geschäftszwecke zu verfolgen, reise man lieber nicht hin. Auf dem Rückweg hielt ich mich zwei Tage in Nürnberg auf, welche Stadt als ein Juwel für Altertums- und Kunstfreunde bezeichnet werden darf, deren Einwohnerschaft mir jedoch nicht gefiel, da sie mir in politischer Beziehung teilweise angesteckt schien von dem zersetzenden Einfluß der viele Tausende zählenden Fabrikbevölkerung. Bekanntlich ist Nürnberg der bei weitem bedeutendste Handelsplatz Bayerns.

In diesem Zeitraum trat ich der zürcherischen **Künstlergesellschaft** bei, zum Teil nur, weil ich dort ein paar gute Freunde hatte, namentlich meinen unvergeßlichen lieben Vetter Albert Schultheß, geb. 1838, gest. 1898, und weil mir ihr Gesellschaftslokal, das heimelige Künstlergütli, das dann mit reizenden Wandbildern von Maler Wüest (1741—1821) aus einem abgebrochenen Privathaus (Finsler) im Kratz geschmückt wurde, sehr sympathisch war. Präsident war Stadtrat Heinrich Landolt, später O. Pestalozzi-Junghans. Manch angenehme Abendstunde auf der von alten Bäumen beschatteten Terrasse angesichts eines Teiles der Stadt, des See's, des Ütlibergs, im trauten Kreise von Künstlern und Kunstfreunden bleibt mir in freundlicher Erinnerung. Zur Winterszeit wurden Vorträge mit allerlei lehrreichen Vorweisungen gehalten. Ich selbst trug vor:

> Die illustrirte Jugendliteratur, mit Vorweisungen,
> Kaiser Maximilian I. als Gönner der Kunst,

wozu ich das Geschenk des Kaisers Franz Joseph vorwies, den „Freydal" nebst den andern fünf Albums.

Einmal wiederfuhr mir die Ehre, mit Herrn Pestalozzi-Wiser als Delegirter zur Einweihung der Kunsthalle in Basel abgeordnet zu werden, wobei ich Gelegenheit hatte, das herrliche Münster, die Antiquitätensammlung in der Barfüßerkirche und das Atelier des Kunstmalers Dr. Stückelberg zu sehen.

Habeant sua fata libelli.

Etwas vom Buchhandel und Buchdruckgewerbe.

Es ist in diesen Erinnerungen schon so oft von Sortiment und Verlag die Rede gewesen, daß hier einmal, wenn auch nur flüchtig, ihre Bedeutung für den Buchhandel beleuchtet werden mag.

Sortiment heißt das Lager von Literatur, meist in Commission, in offenem Laden zum Verkauf ans Publikum, Sortimenter derjenige, der den Vertrieb vermittelt. Dieser Zweig, in dem sämmtliche wichtigeren neuen Publikationen jahrein jahraus dem Buchhändler durch die Hände gehen, ist einerseits sehr anregend, anderseits jedoch des großen Details halber recht mühsam und zeitraubend. Ein tüchtiger Sortimenter muß von früh bis spät thätig sein, den richtigen Ton im Verkehr mit dem Publikum zu finden und namentlich den Geschmack der Kunden bei Einsichtssendungen zu treffen wissen. Besonders strenge Arbeitszeiten sind die Wochen vor Weihnachten, wann die Menge einlaufender Novitäten ganze Berge bilden, und zu Ostern, wann das ganze Lager behufs Remission an die Verleger durchmustert, gebucht und spedirt werden muß. Wer nicht von Liebe zu diesem Berufe erfüllt ist, Beharrlichkeit und großen Ordnungssinn besitzt, bleibe weg!

Zur Zeit, da sich mein sel. Vater in den dreißiger Jahren etablirte, fehlte noch die Concurrenz, und das Publikum war, wie er mir oft erzählte, erfreut über die damals eingeführten Einsichtssendungen literarischer Novitäten. Es entstanden zu Stadt und Land Lesevereine. Eine Menge bemittelter Familien legten sich Privatbibliotheken an.

Die Verhältniſſe haben ſich allmälig geändert, und es iſt zur Stunde unſer Zürich mit Sortimentsbuchhandlungen geradezu überhäuft.

Eine vernünftige Leitung vorausgeſetzt, iſt das Riſiko im Vergleich zum Verlagszweig bedeutend kleiner, aber bei den heutigen großen Betriebsſpeſen ſind auch die Chancen, bald erkleckliche finanzielle Ergebniſſe zu ſehen, geringer.

Ich wiederhole, der Sortimentshandel iſt ein ſchöner Beruf, inſofern er nicht krämerartig, ſondern auf Grund ſolider Literaturkenntniſſe, mit einem gewiſſen idealen Schwung und dem ſtändigen Beſtreben, den weiten Schichten des Volkes gute geiſtige Nahrung zuzuführen, betrieben wird. Zu perſönlichen, hie und da fürs ganze Leben höchſt ſchätzenswerthen Bekanntſchaften bietet ſich oft und viel Gelegenheit.

Während meiner Fremdezeit traf ich die günſtigſten Verhältniſſe zum Betrieb des Sortimentes in Wien, ſo daß ich, ſo jung ich damals war, nicht gezögert hätte, mich dort niederzulaſſen, wozu freilich die Conceſſion nicht leicht zu erlangen geweſen ſein möchte. Auch hätte dieſer Akt meinen ſel. Vater, der ja in mir ſeinen Nachfolger ſah, ſchwere Stunden gekoſtet.

Es haben in Zürich unter meiner Leitung und in meinem Geſchäfte eine Reihe von Buchhändlersſöhnen ihre Lehrzeit beſtanden und mir bis zu dieſer Stunde treue Anhänglichkeit bewahrt. Ich führe an: Hermann Aigner, jetzt Aigner's Hofbuchhandlung in Ludwigsburg, Adolf Roſt, jetzt J. C. Hinrichs'ſche Verlagsbuchhandlung in Leipzig, A. Kernen, Firma A. Oetinger in Stuttgart, G. Köſtring, Firma J. Deubner in Moskau und J. Bäſchlin, Bäſchlin's Buchhandlung in Glarus.

Eine tiefere Erfahrung, Umſicht, einen praktiſchen Blick — und Glück erfordert der **Verlag**, d. h. die Herſtellung und Ausgabe eigener Publikationen. Mit Verlegen fange einer alſo nicht zu früh an und nicht ohne über ein größeres Kapital verfügen zu können. Oft genügen wenige unglückliche Jahre, um das erſparte oder entlehnte Geld zu verlieren, und gerade in der Schweiz bieten ſich dem Verleger verſchiedene Schwierigkeiten, die ihn in ſeiner Thätigkeit hemmen, ich meine die Kleinheit des Landes reſp. des Abſatzfeldes, die Dreiſprachigkeit und die zwei Confeſſionen. All' dieß geſtattet nur beſcheidene Auflagen. Dazu kommen noch die hohen Druckpreiſe.

Wenn ich Heerſchau halte über meine vielleicht 600 Verlagsartikel, große und kleine, die unter mir entſtanden ſind, ſo entrollt ſich mir ein buntes Bild von Erinnerungen angenehmer, aber auch hie und da anderer

Art. Mit der Großzahl der Autoren bildete sich zu meiner Freude ein recht freundlicher Verkehr und zuweilen ein geradezu freundschaftliches Verhältniß. Mit Stolz erblicke ich in ihren Reihen viele der hervorragendsten Männer der Wissenschaft.

Aber mit Bedauern sah ich, wie etwa ganz vortreffliche Publikationen wenig Beachtung gefunden haben, während recht unbedeutende Arbeiten stark gekauft wurden und wiederholt gedruckt werden mußten. Ein paar Beispiele.

In den ersten Jahren meiner Thätigkeit übernahm ich von einem deutschen Gelehrten, Dr. Contzen, ein Manuscript über eine nationalökonomische Frage. Der Verfasser war am Eidg. Polytechnikum habilitirt und sein Ruf ein empfehlenswerther. Ich druckte 800 Exemplare und verbreitete die Schrift überall; doch Käufer wollten sich keine finden. In der Kritik einer angesehenen Fachzeitschrift las ich nachher: „Die Arbeit gleicht einem Glas Wasser mit einem Tropfen Essenz". Zu nächster Ostern waren Summa Summarum 41 Exemplare abgesetzt.

Nun, die ungünstige Aufnahme mag eben der Qualität des Inhaltes entsprochen haben! Ich hatte es unterlassen, competente Fachleute vorher zu beraten.

Die gehaltlosen Volksdichtungen in Zürcher Mundart von Stutz, sechs Bändchen, mußten drei bis fünf Mal gedruckt werden.

Dagegen berührte mich aufs unangenehmste und zwar auch für den verdienten Verfasser, daß das geradezu klassische Werk: „Das Pflanzenleben der Schweiz" von Dr. H. Christ, Gegenstück zu O. Heer: „Die Urwelt der Schweiz", es nicht zu einer zweiten Auflage gebracht hat — trotz der undenklichen Mühe, die ich auf Herstellung und Vertrieb verwendet hatte.

Bei derartigen ungünstigen Ausgängen liegt es nahe, daß der Autor, namentlich wenn es sein Erstlings-Opus ist, den Grund des Mißerfolges glaubt in mangelhaftem Vertrieb von Seite des Verlegers suchen zu müssen — gewiß in der Regel ohne Grund.

Viele Jahre hindurch hatte ich gegen die illoyale und schädliche Concurrenz einer der ältesten hiesigen Firmen (O. F.) zu kämpfen. Es wandte diese geheime Praktiken an, welcher zu bedienen ich mich gescheut hätte.

Nachteilig für den schweizerischen Verleger ist sodann die Thatsache, daß er im Auslande, auch im sprachverwandten Deutschland, nur auf einen ganz geringen Verkauf seiner Artikel, selbst wenn solche von ganz allgemeinem Interesse sind, zählen darf. Es war früher besser; seit der Entstehung des deutschen Reiches sehen offenbar die Deutschen auf schweizerische

Erzeugnisse als minderwertig herab und ignoriren solche mehr und weniger. Nur durch die Herausgabe in Deutschland selbst erlangten die Schriften von Gottfried Keller, C. F. Meyer und Johanna Spyri eine größere Verbreitung. Auch Hilty bedurfte zweier Firmen, einer schweizerischen und einer deutschen. — Vom Gesagten bildete s. Z. in meinem Verlage Prof. Dr. A. Mousson's Physik, 3 Bände, eine glänzende Ausnahme. Alle drei Auflagen verkauften sich fast ganz im Ausland, bis nach St. Petersburg und Amerika; sämmtliche Rezensionen, selbst diejenigen aus dem kritischen Preußen, lauteten höchst anerkennend und voll Lobes. Welche Freude für den bescheidenen anspruchslosen Gelehrten, und welche Genugthuung für den Verleger!

Nicht ohne Bedeutung ist eine zweckmäßige, dem Auge angenehme äußere Ausstattung der Werke; in neuester Zeit nimmt die Illustration einen ungebührlich großen Raum ein. Der Verleger muß der Mode fröhnen und sich den zeitweiligen Wünschen des Publikums anpassen. Er bildet seinen Geschmack am besten je an den hervorragendsten literarischen Erzeugnissen des Handels.

Mitte der fünfziger Jahre hätte ich, wenn völlig frei, in Stuttgart ohne Bedenken ein Verlagsgeschäft eröffnet, denn dort war die Lage eine günstige.

So viel vom Verlage, diesem außerordentlich interessanten, aber wechselvollen Berufe, in welchem man nie auslernt.

Vielseitige, namentlich auch sprachliche Kenntnisse erheischt der **Antiquariatshandel**, der indeß in der Schweiz nicht stark vertreten ist.

Den buchhändlerischen Verkehr unter allen Firmen vermitteln die Centralplätze Leipzig (Berlin) für den Norden und die europäischen Staaten, Stuttgart für den Süden. Dort laufen alle Fäden zusammen, dort geschieht die Hauptspedition der Bücherseudungen jahrein jahraus, dort halten die Verleger eigene Auslieferungslager und findet die jährliche Abrechnung zur Ostermesse statt. Die **Commissionäre** oder Spediteure sind also gewichtige Faktoren im Buchhandel, und es gehören dazu ganz hervorragende Firmen wie F. Volkmar, K. F. Köhler, F. Wagner, E. F. Steinacker, alle in Leipzig, wovon jede ein paar hundert auswärtige Firmen (Committenden) vertritt. Ihre Geschäftshäuser sind von gewaltigen Dimensionen. Deutschlands Buchhandel darf auf seine Verkehrs-Organisation wirklich stolz sein. England, Frankreich, von Italien nicht zu reden, stehen daneben stümperhaft da.

Jeder junge Buchhändler sollte kurze Zeit in einem großen Commissionsgeschäft gearbeitet haben, um dessen Einrichtung kennen zu lernen.

Endlich das **Buchdruckergewerbe**. Es umfaßt dasselbe Zeitungsdruckereien, Accidenzien (bestellte Druckarbeiten aller Art) und Werk- (Verlag ꝛc.) Druckereien. Oft ist mehreres vereinigt. Zur Leitung dieses ständig neue Erfindungen aufweisenden Gewerbes, der Buchdruckerkunst, gehören gründliche technische Kenntnisse, große Aufmerksamkeit auf völlige Correctheit des Druckes und geschmackvolle, zweckmäßige Ausstattung. Meine Buchdruckerei wurde namentlich durch den Druck der vielen Verlagswerke alimentirt, daneben durch Accidenzien. Eine gut accreditirte, in vollem Gange befindliche Druckerei bietet unbedingt eine sicherere Erwerbsquelle, als der Buchhandel.

Recht störend ist in der Schweiz die verschiedenartige Orthographie. Viele Besteller halten sich noch an die alte, andere an die neue schweizerische, Dritte an die Duden'sche Rechtschreibung, welch' letztere vernünftigerweise von der Schweiz hätte angenommen werden sollen, als die in Deutschland maßgebende. Statt dessen wollten unsere Herren Volksschullehrer, die überhaupt gegenwärtig in der Schweiz in Staat und Politik einen ungebührlich großen Einfluß ausüben (an ihrer Spitze die zürcherischen) etwas Eigenes und haben die staatlichen Lehrmittel nach ihren Rezepten drucken lassen. Kurzum, es herrscht zur Zeit ein störendes Durcheinander.

Vielleicht habe ich schon allzulange bei den Berufs-Angelegenheiten verweilt, doch hätte mir in diesen Erinnerungen etwas gefehlt, wenn ich nicht der mir im Leben gewordenen geschäftlichen Aufgabe ein eigenes Kapitel gewidmet hätte.

Siehe, der Abend naht,
Drum wirke
So lange es Tag ist.

Am Lebensabend.

1891—1900.

Schon im Herbst 1892 zeigten sich bei mir die Anfänge einer höchst schmerzhaften Gesichts-Neuralgie, die sich im Laufe der Jahre steigerte und jeder ärztlichen Hilfe spottete. Alle möglichen Heilmittel wurden umsonst angewendet. Durch dieses Leiden zur Tag- und Nachtzeit sah ich mich in meiner Wirksamkeit furchtbar gehemmt; hundertmal wanderte ich unter Schmerzanfällen von meiner Privatwohnung ins Geschäft und war schließlich gezwungen, meine Arbeitszeit mehr und mehr zu reduziren. Während die Geisteskräfte völlig frisch blieben, erkrankte der Körper, resp. der rechtseitige Kopfnerv (trigeminus) mehr und mehr. Ich kam mir vor wie ein Adler mit gelähmten Schwingen und habe in den letzten Jahren unsäglich gelitten. Jeder Lebensgenuß wurde mir mehr und minder getrübt. Es bedurfte meiner ganzen Energie, um nicht schon viel früher mich von Allem zurückzuziehen.

In meine **Familie**, die natürlich bei dem Krankheitszustande des Vaters mitlitt, brachten die zehn Jahre manch' Freudiges und Betrübendes.

Anno 1891 wurde meinen l. Geschwistern Fäsi ihre liebenswürdige und reich begabte Tochter, Helene, durch den Tod entrissen.

1893 reiste mein l. Sohn Hans nach beendigter Lehrzeit im väterlichen Geschäft zu seiner weitern Ausbildung nach Deutschland, zunächst nach Dresden. Die l. Tochter Nanny verheiratete sich im gleichen Jahre mit Dr. jur. Hermann Pestalozzi in Zürich.

1895 habilitirte sich mein l. Sohn Fritz als Privatdozent für orientalische Sprachen an der Universität Göttingen, und im Sommer desselben Jahres erfolgte seine Verheiratung mit Gertrud Bernoulli, der Tochter des Herrn Burgerratsschreiber Dr. Bernoulli in Basel, welche er schon während seiner Basler Studienzeit ins Herz geschlossen hatte. 1897 wurde ihm ein Söhnchen, Fritz, geschenkt, mein erster Enkel, und 1899 ein Töchterchen, Gertrud.

Seit dem Tode der lieben Mutter und Großmutter blieb Tante Nanny Meyer der Mittelpunkt der weitern Familie, und sammelte auch fernerhin in den altgewohnten Räumen zuweilen die Geschwister oder deren Kinder um sich, bald „die Alten", bald „die Jungen".

Zu unsrer Freude siedelten unsre Geschwister v. Wyß, die einige Jahre im Tiefenhof gewohnt hatten, wieder in unsre Nähe über (Baumwollenhof), während schon entfernter die Familien Fäsi (Selnau), Pfarrer Meyer (Universitätsstraße) und Dr. W. Meyer (Dübendorf, jetzt Hottingen) ihren Wohnsitz hatten.

Im **Buchhandel**, wie auch in der **Buchdruckerei** machte sich die Concurrenz recht spürbar. Meine längst gehegte Absicht, in besserer Lage im andern Stadtteil eine Filiale zu errichten, gelangte nur darum nicht zur Ausführung, weil ich keine geeignete Hülfskraft fand, ich selber aber stetsfort vollauf durch das Stammgeschäft in Anspruch genommen war. Im Verlagszweige pflegte ich besonders die Mehrung der Artikel auf historischem und rechtswissenschaftlichem Gebiete, wie durch die Geschichtswerke Dr. W. Oechsli's und den Commentar zum neuen schweizerischen Konkurs- und Betreibungsgesetz von Dr. Weber und Dr. Brüstlein in Bern, wobei mich die Nachlässigkeit des letztgenannten Autors fast zur Verzweiflung brachte. Manchen Artikel nahm ich in Verlag ohne Aussicht auf einen Gewinn, nur um in mageren Zeiten das Buchdruckerpersonal zu beschäftigen. Dazu gehörte der sog. Bürger-Etat, der auf Ende 1892 zum letzten Mal erschien. Zumal ältere treue und verheiratete Arbeiter suchte ich unter allen Umständen zu behalten. Eine zeitgemäße, geschmackvolle Ausstattung der Druckwerke lag mir sehr am Herzen; so hat mich nur das Auffinden passender Originalien zu Bildern für Dändliker's Geschichte der Schweiz monatelang in Anspruch genommen.

Während der verschiedenen Strike der zürcherischen Schriftsetzer (Typographia), wobei Regierung, Stadtrat und Polizei, wohl aus politischen Gründen, uns Arbeitgeber ziemlich im Stiche ließen, hielt sich mein

Personal nächst demjenigen der Firma Ulrich & Co. (Berichthaus) am besten.

Um eine friedliche Lösung der Differenzen zwischen den Prinzipalen und Gehilfen erwarb sich Herr Ulrich-Gysi durch seine Ruhe und Umsicht ein wirkliches Verdienst und den warmen Dank seiner Collegen.

Fast fünfundzwanzig Jahre hindurch widmete ich dem Schweizerischen Buchhändler-Verein als Comité-Mitglied meine Dienste und wurde im Jahr 1895 als Präsident und Delegirter nach Stuttgart abgeordnet zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes des Süddeutschen Buchhändler-Vereins. Meine Frau begleitete mich und wir logirten in der schönen Villa des Schweizerkonsuls, Herrn Kernen. Bei der Eröffnung der Feier hielt ich eine Ansprache und überbrachte aus der Schweiz einen prächtigen Alpenrosenkranz. Ich erfuhr von Seite der süddeutschen Collegen manche Zeichen der Ehrung und Freundschaft, da sie sahen, wie redlich bemüht ich war, immer die freundlichen Beziehungen des schweizerischen Buchhandels zum süddeutschen aufrecht zu erhalten.

Bei allen Buchhändler-Festen in Stuttgart machte ich übrigens die angenehme Beobachtung, daß sie sich in bescheidenem, fast republikanischem Rahmen abwickelten, während durch fremden Einfluß unsere schweiz. Buchhändler-Bankette allmälig luxuriöser wurden, gar nicht im Einklang mit der allgemeinen öconomischen Lage der Mitglieder.

Den Rückweg nach der Schweiz nahmen wir über Tübingen, wo wir den uns von einem Aufenthalte in Unterschächen her bekannten Musikdirektor Kauffmann besuchten, und die alte Kirche, das Schloß und die Denkmäler Uhlands, Ottilie Wildermuth's ꝛc. besichtigten.

Im folgenden Jahre nahm ich gesundheitshalber meinen Rücktritt aus dem Vorstand des Süddeutschen und 1897 auch aus demjenigen des Schweizerischen Buchhändler-Vereins. Der letztere ehrte mich durch eine Dankesurkunde in sinniger Ausführung, die mir die Vorsteher persönlich am Tage der Jahresversammlung überbrachten. Am fünfzigjährigen Jubiläum des S. B. V. 1899 konnte ich nur dem Schlußakte in der neuen Tonhalle (als Ehrenpräsident) beiwohnen. Ich sprach einige Worte und zwar zum letzten Mal im Kreise der Berufsgenossen. Es war dieß ein schwerer Augenblick für mich!

Manche mir näher stehende Collegen und Vereinsmitglieder, wie der geschäftskundige Herr Fehr, Vater, (Huber & Co.) in St. Gallen, der freundliche C. Detloff, Basel, der liebenswürdige Guido Zschokke (H. R.

Sauerländer & Co., Sortiment), Aarau, Carl Schoch, Vater, in Schaffhausen, u. A. sind inzwischen gestorben. Die Zahl der schweizerischen Firmen hat sich gewaltig vermehrt, aber leider beinahe nur durch fremde Elemente.

Das letzte Bankett, das ich mitmachen konnte, war dasjenige zu Ehren des neuen Pfarrers am Großmünster, Herr R. Finsler, Frühjahr 1899. In kurzer Rede begrüßte ich ihn und empfahl sodann der Kirchenpflege, Mittel und Wege zu suchen, um das Großmünster stylgerecht und würdig zu renoviren. Ich finde nämlich, daß im Kanton Zürich unsre protestantischen Kirchen seit der Reformation, verbunden mit dem sinnlosen Bildersturm, gar zu kahl und schmucklos geblieben sind, in erster Linie das Großmünster, die Kirche Zwingli's. Und doch bedarf gerade dieser ernste romanische Bau etwelcher Zierde. Zur Predigt und einem schönen Gemeindegesang gehört auch ein Aug' und Sinn erhebendes Äußere. Daß dadurch ein Bilderkultus entstände, ist bei der nüchternen, trockenen Art der Bevölkerung der deutschen Schweiz nicht zu befürchten. Meine Worte bekräftigte ich später mit einem jährlichen Geschenke zu diesem Zwecke.

Am politischen Leben meiner Vaterstadt beteiligte ich mich hie und da in Versammlungen des Politischen Gemeindevereins.

Tief ergriff mich die Idee einer Vereinigung der Stadt mit den Ausgemeinden, so zwar, daß ich in der bezüglichen Gemeindeversammlung in der alten Tonhalle, obschon an jenem Tage leidend, eine kurze Rede hielt, um meine Mitbürger zu warnen und die Behörde zu bitten, in anderer Art den bestehenden Übelständen abzuhelfen — doch umsonst. Kleinmütig gab sich die Bürgerschaft der Altstadt selber auf.

Zur Erläuterung meines Verhaltens teile ich mit, daß nach meiner Anschauung man bei allseitig gutem Willen den herrschenden Übelständen im Gemeinwesen durch partielle Centralisation auf einzelnen Gebieten, wie dem polizeilichen und baulichen, hätte abhelfen können ohne eine eigentliche Verschmelzung Alt-Zürichs mit den neun Ausgemeinden, d. h. es hätten sich letztere nach wie vor selbst je nach ihren Bedürfnissen und ihrer Lage constituirt und verwaltet, und zwar unter eigenen Namen, wie Enge bei Zürich, Fluntern bei Zürich u. s. w. Aufsicht und Controlle lägen dem Staate ob.

Man hörte damals häufig exempliren mit Stadtvereinigungen in Deutschland, vergaß jedoch, daß dort überall die Altstadt bei weitem an Größe und Einwohnerzahl die Vororte übertraf, während in Zürich die Ausgemeinden fünfmal soviel Einwohner zählten, als sie.

Damit drohten zweierlei Gefahren. Erstens der Verlust politischen Einflusses in dem großen Ganzen, der sich je länger desto fühlbarer machen wird, das alte historische Zürich geht mehr und weniger unter; zweitens werden die Finanzen durch den Zutritt starker, wenig bemittelter Vorstädte, wie Außersihl mit seinem ungeheuren Proletariat, auf die Dauer gefährdet. Es tauchen beständig mehr Ansprüche hinsichtlich Bauten ꝛc. gerade da auf, wo eine schwache Steuerkraft vorhanden ist. Um so stärker wird die Altstadt belastet, die gleichzeitig politisch in den Schatten gestellt ist. Umsonst ertönen jetzt (1900) in den Räten warnende Stimmen, sie werden bald genug verhallen.

Mit der Stadtvereinigung ist dem Sozialismus Thür und Thor geöffnet worden, und nicht umsonst wurde der Sieg am Abend des Abstimmungstages von den tonangebenden Elementen des Kreises III u. A. jubelnd auf dem Ütliberg gefeiert. In wenigen Jahrzehnten wird die Leitung der Stadt ihre Farbe gänzlich gewechselt haben.

Man mag mich des Pessimismus zeihen, ich aber begreife nicht die optimistische Anschauung, wie sie in jenen Tagen unter manchen Spitzen der Bürgerschaft der Altstadt zu Tage trat.

In meinen Augen ist das eigentliche Zürich, der Kern der Stadt, mit seinen Traditionen und begründeten Rechten geopfert auf immer.

Mein Interesse am **Militär** beschränkte sich auf die Lektüre hervorragender militärischer Schriften und den Besuch der Mathematisch-militärischen Gesellschaft, in der hie und da höhere Offiziere aus andern Kantonen hospitirten (längere Zeit auch der aus Holland heimgekehrte k. Generalmajor König), und Themata von Bedeutung aus verschiedenen Gebieten der Kriegswissenschaft besprochen wurden. Ich selbst beteiligte mich mit folgenden Beiträgen:

Aus dem Schwabenkrieg 1499. Mit Planskizze der Schlacht an der Calven.
Die deutschen Landsknechte.
Polens Untergang.
Die Tiroler Kämpfe 1809. Zwei Vorträge. Mit Plan.

Alle Planskizzen waren von mir selber gezeichnet.

Nach dem plötzlichen Hinschiede des trefflichen Prof. Dr. Aloys von Orelli im Januar 1892 wählte mich die **Saffranzunft** im April fast einstimmig zu ihrem Präsidenten. Als ein Zeichen meines Dankes und meiner

Anhänglichkeit stiftete ich der Zunft einen silbernen und vergoldeten Becher (ganz wie der Waldmann'sche), den ich bei Goldschmied Boßard in Luzern hatte anfertigen lassen. Ich arbeitete weiter an der Geschichte der Zunft. (Bedeutende Zünfter zur Saffran, I. Cyclus. — Zur Geschichte der Zunft zur Saffran Ende des XVIII. Jahrhunderts. — Das Nachbarhaus zur Haue. —), und führte Familien-Abende ein mit allerlei Unterhaltung und Tanz auf der schönen, jeweilen dekorirten Zunftstube. Ohne unbescheiden zu sein, darf ich sagen, daß wohl kaum ein anderer Zunftpräsident vor mir mehr für das Zunftleben gethan hat. — Ende 1899 gab ich gesundheitshalber unter großer Entsagung das Präsidium ab. Mein Nachfolger wurde Herr Stadtpräsident und Nationalrat Hans Pestalozzi. Am Sechseläuten 1900 überraschte mich die gesammte Zunft, da ich krank zu Hause war, mit einem Ständchen im Hofe des St. Urbans. Bewegt dankte ich in kurzer Rede.

Schon seit dem Tode meines lieben Vaters, dessen Schild mir zufiel, gehörte ich (Aufnahme März 1870) der **Gesellschaft der Böcke zum Schneggen** an und fand mich gerne zu ihren Festlichkeiten ein, die ich zwar stets etwas einfacher gewünscht hätte. Das Geschlecht der Schultheß ist eines der wenigen, welche vermutlich schon im XV. Jahrhundert der kampflustigen Schaar der sog. Böcke oder Schwertler angehört haben. Gerne besuche ich jetzt noch je vierzehntäglich die Kaffeestunde nach Tisch, wo ich im engern Kreise von Historikern und Geschichtsfreunden, wie des Obmanns der Gesellschaft, Prof. Dr. G. Meyer von Knonau, Escher-Usteri, Prof. Dr. R. Rahn, Dr. Heinrich Zeller-Werdmüller, W. Tobler-Meyer u. A. eine stets anregende, mir überaus zusagende Unterhaltung finde.

Im laufenden Jahre, 1900, feiert diese Gesellschaft in solenner Weise, im Beisein der Spitzen verschiedener städtischer Behörden und der Vertreter der historischen Zünfte Zürichs ihr fünfhundertjähriges Jubiläum, wozu sie sich ein neues prachtvolles Prunkgeschirr mit den Wappen der jetzigen Schildner stiftet.

In der zürcherischen **Künstlergesellschaft** erschien ich selten mehr, weil mir ihre unter ungerechten Angriffen gegen das verdienstvolle Präsidium, O. Pestalozzi-Junghans, erfolgte Umgestaltung in eine „Kunstgesellschaft" auf breiterer Basis nicht gefiel. Mein einstündiger Vortrag, den ich, da mir das Lesen Schmerzen verursachte, frei hielt, „die alte Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber und ihre Kunstschätze", mit Plan der Stadt und zahlreichen Photographien, fand allseitigen Beifall.

Erst in spätern Jahren trat ich der zürcherischen **Antiquarischen Gesellschaft** (Präsident Prof. Dr. G. Meyer von Knonau) bei, da in den letzten zwei Jahrzehnten meine Vorliebe für die Geschichte, speziell das deutsche Mittelalter, erwachte und stetig zunahm. Zur Winterszeit verdankte ich dieser Gesellschaft manche lehrreiche Abendstunde. Ich selbst beteiligte mich mit einem einzigen Beitrag: „Die alte Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber" mit Plan.

Man möchte aus dem Umstand, daß ich für so mancherlei Dinge mich interessirte, etwa schließen, daß ich daneben meinen Beruf vernachlässigte. Es ist dieß indeß nicht der Fall gewesen, dank einer strengen Zeiteinteilung. Was mich einzig fortwährend in meiner Berufsthätigkeit sehr hemmte, das war mein Nervenleiden. Letzteres wurde durch geschäftliche Thätigkeit, verknüpft mit Gemütsaufregungen, ungleich mehr gefördert, als durch privates Arbeiten. Die Krankheit schien halb psychischer, halb physischer Natur zu sein.

Eine angenehme Zerstreuung bot mir stets auch das Vorspielen melodiöser, alter Opernmusik, womit mich meine l. Frau hundertmal erfreut hat. Dann und wann besuchte ich ein Konzert oder das Theater, das letztere vornämlich, wenn alte klassische Opern zur Aufführung gelangten, in erster Linie Weber's Freischütz, der, wenn gut gespielt, mich mit seinen himmlischen Melodien und seinem urwüchsigen deutschen Wesen immer und immer wieder aufs höchste entzückte, dann das Nachtlager zu Granada, Fidelio, weiße Dame, Zauberflöte und Czar und Zimmermann. Dagegen bewegte sich mir R. Wagner in zu hohen Sphären und mir nicht zusagenden, weit ausgesponnenen Phantasien.

In den Zeitabschnitt 1890—1900 fallen die folgenden **Erholungsreisen, Sommerfrischen und Kuren:**

Im Sommer 1894 reiste ich nach Tirol, das ich noch nicht gekannt hatte, und zwar per Eisenbahn via Arlberg nach Innsbruck, wo ich auf acht Tage Quartier nahm. Die am Fuße der Alpen malerisch gelegene Provinzialstadt mit ihren historischen Erinnerungen gefiel mir überaus wohl. Ich hatte eine Empfehlung an den gelehrten, liebenswürdigen Landesarchivar Dr. D. von Schönherr. Aus Versehen gab ich ihm eine Visitenkarte: „F. Schultheß-Meyer", was das Mißverständniß veranlaßte, daß ich als „Schultheiß" überaus höflich empfangen wurde. Bald klärte sich der komische Irrtum auf. Täglich machte ich von der Witterung ziemlich begünstigte Ausflüge in der reizenden Umgebung, so nach dem nahen Iselberg (Eigentum der Kaiser-Jäger) mit dem unvergleichlich schönen Andreas

Hofer-Denkmal, einem interessanten Waffensaal der Kaiser-Jäger im Offizierscasino und einer Gedenktafel der 1859 in Italien Gefallenen, auf der ich auch den Namen des jungen Zürchers Diethelm Burkhard las. Eines andern Tages begab ich mich nach dem Schloß Ambras, wo mich die Rüstkammer und die Aussicht vom Schloßgarten entzückten, von da zu Fuß über Aldrans, Lans nach dem stark besuchten Kurort Igels, der hinsichtlich landschaftlichen Reizes mit den schönsten Alpengegenden der Schweiz verglichen werden darf. Über den Brenner, diesen berühmten Heer- und Handelsweg des Mittelalters, fuhr ich, den Sill zur Seite, durch die Franzosen-Klamm (1809) bis Franzensfeste und besichtigte auf dem Rückweg das alte Städtchen Sterzing, in dem einst reiche Augsburger und Nürnberger Handelsherren Filialen besaßen, und dessen Hauptstraße mit ihren unzählbaren Erkern höchst malerisch aussieht. Im nahen Widum (Pfarrhof) ließ ich mir durch den gefälligen Herrn Cooperator (Pfarrhelfer) das Taufbuch zeigen, in welchem anno 1800 mein ausgezeichneter Mitbürger und naher Freund meines sel. Vaters, Oberst C. Ed. Ziegler von Zürich, eingetragen steht als Söhnchen des Herrn Oberstwachtmeisters C. Christoph von Ziegler, geb. 1768, und seiner Gattin, J. Margaretha von Meiß, geb. 1778, die ihren Mann in den Krieg begleitet hatte. Sehr genußreich war ferner ein Spaziergang am linken Innufer durch die Vorstadt Mühlau, nach dem historisch bekannten Schloß Büchsenhausen und dem einstigen Jagdschloß Maximilians I., der Weiherburg, sowie eine Fahrt nach der altertümlichen Stadt Hall.

Ein anderes Mal fuhr ich von Jenbach hinauf nach dem idyllischen, tiefblauen Achensee, auf dem mich ein Miniaturdampfboot ans untere Ende nach Scholastica, einem alpinen Kurort und Kloster, brachte.

Von Tirol erhielt ich den Eindruck, daß hier ein der Kirche und dem Kaiserhaus treu ergebenes Volk wohne, das recht einfach und genügsam lebt. In der Schweiz und auch in Württemberg ist im Allgemeinen mehr Bildung, mehr Wohlstand und Behaglichkeit zu treffen.

Die Rückreise ging über München, welche Stadt ich seit 1852 nicht mehr gesehen hatte, und die seither ganz riesige Dimensionen angenommen hat. Die große Zahl monumentaler Gebäude überraschte mich. Am vorletzten Tag hielt ich mich noch ein wenig am Bodensee in dem lieblichen Bregenz auf.

1895 ging ich, wie früher bemerkt, zur Buchhändler-Junimesse nach Stuttgart (Fünfzigjähriges Jubiläum des Süddeutschen B.-V.) und be-

suchte auf dem Heimwege, wie gewöhnlich, Freund Stadtforstmeister C. Vogler in Schaffhausen auf seinem beneidenswerth hübschen Sitz auf der Steig.

Im Mai 1896 reiste ich mit meiner l. Frau zu unsern Kindern in Göttingen. Den Weg nahmen wir durch Bayern und erreichten am ersten Tag Augsburg, wo wir in den Drei Mohren, einem ehemaligen schönen Patrizierhaus, abstiegen.

Es liegt dasselbe an der langen und breiten, mit vielen herrlichen Brunnen gezierten Hauptstraße, an der auch die hochangesehenen Geschlechter der Fugger und Welser stattliche Wohngebäude besaßen. Auf Schritt und Tritt begegneten wir Zeugen der einstigen Blüte der ersten Handelsstadt Süddeutschlands. Prächtige Kirchen, Rat- und Zunfthäuser, alte Thore und Türme erfreuten das Auge, und ist auch der Stern des mittelalterlichen Augsburg, dessen Handel bis über den Ozean reichte, verblichen, so verleiht ihm nun ein Kranz moderner, industriereicher Vorstädte neuen Glanz. Ein Gottesdienst in einer der dortigen Kirchen am Friedenssonntag (Erinnerung an den Friedensschluß von 1871), an welchem sich die Offiziere der Garnison stark beteiligten, interessirte uns sehr; eine andere reformirte Kirche, die wir besuchten, zeigte uns durch ihren reichen Schmuck, wie schonend zur Reformationszeit hier, im Gegensatz zu der tollen Bilderstürmerei in unsrer Heimat, verfahren worden ist. Ja, sogar Marienbilder hingen unversehrt an den Wänden. — Von Augsburg fuhren wir nach Rothenburg ob der Tauber und verbrachten daselbst einen uns in angenehmster Erinnerung gebliebenen Tag, an dem wir uns, die Einwohner weggedacht, völlig ins Mittelalter zurückversetzt wähnten. Abseits vom Verkehr, hat die alte kleine Reichsstadt durchaus ihren Charakter bewahrt. Noch stehen die alten Straßen und Gassen, die ganze Ringmauer mit prächtigen Thoren und wohl zwei Dutzend Festungstürmen. In der Tiefe führt eine uralte Brücke über die Tauber und steht noch das Schlößchen des Bürgermeisters Topler, der nach thatenvollem Leben ein tragisches Ende nahm. Siehe meine Schrift: „Rothenburg ob der Tauber".

Weiter gings nach Würzburg, der reizend am Main gelegenen, äußerst belebten Universitäts- und Bischofsstadt, einem „Juwel des Roccoco". Auf einer Rundfahrt bewunderten wir namentlich die malerische alte Burg und die stattliche Mainbrücke, auf welcher wir zufällig, von unserm Rosselenker auf ihn aufmerksam gemacht, den berühmten Professor Röntgen erblickten.

Von Würzburg gelangten wir dann über Fulda und Bebra nach Göttingen, woselbst wir von unserm Sohn Fritz und seiner Frau aufs

Herzlichste empfangen wurden. In Göttingen, dessen landschaftliche Lage mehr bietet, als ich erwartet hatte, spielt, wie in manchen andern kleineren Städten Deutschlands, die sehr ansehnliche Universität die erste Rolle. Überall begegnet man Studenten, darunter manchen hochgewachsenen Söhnen des Nordens. An einem Sonntag Nachmittag spazierten wir mit unserm l. Sohn zu dem aussichtsreichen Bismarckthurm auf einem bewaldeten Berge, oder vielmehr Hügel, im Osten, nachdem wir Vormittags dem Gottesdienst in der lutherischen Albani-Kirche beigewohnt hatten und nicht wenig überrascht waren von der dem katholischen Kultus ähnlichen Liturgie, dem silbernen Cruzifix, den brennenden Kerzen auf den Altären, den Wechsel-Gesängen ꝛc. Nur zu rasch verstrich mir die Zeit, und gar zu gern hätte ich noch einen Abstecher nach Hildesheim, Goslar und dem architektonisch so bedeutenden Braunschweig gemacht, allein Geschäfte riefen mich nach Hause zurück. Meine Frau dagegen blieb mehrere Wochen bei unsern lieben Kindern. Über Frankfurt a/M. und Basel kehrte ich nach Zürich zurück.

Im gleichen Jahre besuchte ich die süddeutsche Buchhändlermesse in Stuttgart, begleitet von meiner l. Tochter Marie, der ich die mir so wohlbekannte Residenzstadt zeigte mit ihren Sehenswürdigkeiten, dem schönen Schloß, den herrlichen Anlagen, dem Stadtgarten, der freundlichen Silberburg (Museums-Garten), und mit ihrer reizenden Umgebung, in deren Grün und Weingärten hübsche Villen und prächtige königliche Landsitze gebettet liegen. Auch zum Rathaus am Marktplatz und hinaus zum Feuersee mit der malerischen Johanniskirche, wo ich als Buchhandlungslehrling einst gewohnt hatte, führte ich sie. Die Stadt hat sich wohl gewaltig vergrößert und verschönert, ihre Einwohnerzahl ist auf 170,000 gestiegen, der durchaus schwäbische Charakter und ein uns anheimelnder bürgerlicher Typ sind ihr jedoch geblieben, während meine Vaterstadt sich rasch zu einer durchaus internationalen Großstadt entwickelt.

Den Heimweg nahmen wir über Heidelberg, dessen herrliche Schloßruinen, sowie das vorzüglich gelungene V. Scheffel-Denkmal uns fesselten, Darmstadt, das ohne den Hof und die stark besuchten technischen Schulen eine stille Landstadt wäre, und Mainz, das ich kaum wieder erkannte, so sehr hatte es sich seit 1855 geändert und erweitert. Fast nur der Kern der Altstadt um den Dom war sich gleich geblieben. Dort am Domplatz trat ich nach mehr als vierzig Jahren ins Geschäftslokal V. von Zaberns, wo ich ein halbes Jahr gearbeitet hatte. Der alte Herr war gestorben, der

junge (seither auch gestorben) war eben ausgeritten. Ich setzte mich an mein einstiges Pult und schrieb eine Postkarte mit Grüßen an den mir befreundeten Herrn Oberst Vögeli-Bodmer in Zürich, anno 1856 k. k. österreichischer Genie-Hauptmann in der Bundesfestung Mainz. Nach einer Droschkenfahrt um die Stadt mit Rast in den aussichtsreichen Anlagen fuhren wir Nachmittags rheinabwärts nach Bingen, um daselbst eine uns bekannte Familie zu besuchen. Die breite Wassermasse des Stromes imponirte uns nicht wenig; von einer bewaldeten Kuppe am rechten Ufer leuchtete als eine eherne Wacht am Rhein das gewaltige Germania-Denkmal herab.

Via Karlsruhe ging es sodann wieder der Heimat zu.

Im Herbst 1898, da ich mich vorübergehend ziemlich wohl befand, reiste ich mit meiner l. Frau nach Lugano. Wir Beide hatten die Gotthardbahn noch nicht befahren und seit unsrer Hochzeitsreise den Luganersee nicht wieder gesehen. Die Witterung war veränderlich. Das wilde Reußthal und die Gegend jenseits des Gotthards um Airolo bedürfen aber des Sonnenscheins, sonst sind sie ernst und düster. Meine entschiedene Abneigung gegen Berg- und Alpenbahnen, die ich zum ... wünsche, mochte beitragen, daß mich die berühmte Gotthardfahrt ziemlich kalt ließ. In Lugano ließen wir uns im Paradiso (Hotel Reichmann) nieder, wo uns ja schon der Name dafür bürgte, daß wir dort herrlich und in Freuden lebten. Die Lage des Quartiers war in der That allerliebst, Wohnung und Kost dagegen recht bescheiden. Von hier aus wurden nun täglich, soweit es deus pluvius gestattete, Ausflüge unternommen. In erster Linie besichtigten wir die Stadt, die einen mit Bezug auf ihre Lage und Fremdenindustrie an Luzern erinnert; indeß vermißt man die Sauberkeit, und unter den fratelli ticinesi erblickt man selten eine schöne kräftige Gestalt. Wir besuchten die prachtvoll gelegene Hauptkirche auf luftiger Höhe und die Kirche Santa Maria degli Angioli, die wohl einst zu dem großen Dominikanerkloster (jetzt Hôtel du Parc) gehört haben mag. Zu ihren Kunstschätzen, wie dem berühmten Gemälde (Kreuzigung) von Luini, bildet ein schmutziger, zerrissener Vorhang das Entrée. Wir spazierten nach dem reizend gelegenen Castagnola und machten verschiedene kürzere Gondel- und Dampfbootfahrten, wie z. B. nach dem an steiler, felsiger Halde stufenweise gebauten, originellen Gandria, das durchaus italienischen Charakter trägt. Großen Genuß gewährte uns eine Wagenfahrt durch üppiges Weinreben- und Wiesengelände rings um den Monte Salvatore, mit Rast im malerischen Städtchen Morcote. Sodann, meiner Frau zulieb, meinen Abscheu vor Berg-

bahnen überwindend, ließ ich mich auf den letztgenannten, wunderbar schöne Blicke auf den vielarmigen See und das Gebirge bietenden Bergkegel rutschen, und am vorletzten Tage unsers Aufenthaltes auch auf den weit höheren Monte generoso, von dessen Gipfel sich uns, von der Sonne beschienen, die Bündner-, Tessiner-, Urner- und Walliser-Hochalpen in majestätischer Reihe zeigten. Der Ausblick von hier oben, wenn man sich den Fremdentroß wegdachte, war ein erhebender und prägte sich mir tief ein. Es war das erste Mal, daß ich die Schweizer Schneeberge von ihrer Südseite sah, und manche von ihnen erkannte ich kaum wieder.

Von unsrer siesta am lago di Lugano sehr befriedigt, nahmen wir den Rückweg wiederum durch den Gotthard nach Luzern, von da nach Bern, wo ich ein paar Geschäftsfreunde besuchte, und wir, wenigstens flüchtig, die mir so sympathische alte Zähringerstadt durchwanderten, die stolz und vornehm gleich einer mächtigen Burg über der Aare thront. Der Zufall wollte es, daß ich das schmucke stadtbernische Cadettencorps, von einem Manöverchen in der Umgebung kommend, mit fliegenden Fahnen und Musik einmarschieren sah. Wie keck und selbstbewußt schauten die jungen Krieger drein! Übrigens erinnerte ich mich dabei des unrühmlichen Zusammenbruchs unserer Zürcher Cadetten, die unter einer richtigen, taktvollen Leitung, die sie eine Zeitlang entbehrten, und bei größerem Wohlwollen von Seite der Erziehungsbehörde, heute noch bestehen könnten.

In den Zeitraum von 1891—1900 fallen folgende Sommerfrischen mit der Familie:

1891, 1893 und 1895 Engelberg. Dieses wunderbar schöne Alpenthal, das nun in Folge der Eisenbahnverbindung mit dem Vierwaldstättersee jeweilen zur Sommerszeit von Fremden geradezu überfluthet wird, bietet dem Erholung Suchenden, wie dem rüstigen Bergsteiger prächtige Ausflüge, ersterem auf fast ebenen Wegen über grüne duftige Matten zum Waldesschatten oder zu malerischen Staubbächen und freundlichen Alphütten, letzterem hinauf zu hohen, in Eis und Schnee starrenden Bergeszinnen (Titlis, Spannörter, Schloßberg, Rothorn ꝛc.). In besonders hohem Maße fesselte uns der Weg nach der Schwand, dem Arnitobel und der Arnialp, Obertrübsee und Herrenrüti (eigentlich des gnädigen Herrn, Abt, gereutetes Land). An Regentagen bot mir das Kloster, in dem ich den betagten Archivar, P. Adalbert Vogel, besuchte, manche Unterhaltung; des Sonntags aber erbauten wir uns bald an den feierlichen Messen der Stiftskirche, bald am Gottesdienste in der zierlichen reformirten Kapelle, wo wir einmal ihren

Protektor, den General Walderſee, jetzt Feldmarſchall der Verbündeten im chineſiſchen Kriege, ſahen.

Die Worte des einſt in Engelberg weilenden Dichters (Peſtalozzi-Wiſer) gelten auch für uns:

Und meine Seele wird umſchlungen
Von freundlichen Erinnerungen
An Wieſengrün und Gletſchereis;
Ich ſeh' des Titlis Schnee erglänzen
Und träume dann von Strauß und Kränzen
Aus Alpenroſ' und Edelweiß.

Einſt ſtiegen, ohne zu ermatten,
Wir berghinan, durch Waldesſchatten,
Und ſah'n hinaus ins weite Land;
Der Ahorn zierte jene Stelle,
Und ſeitwärts grüßte die Kapelle,
Die weiße, von der grünen „Schwand".

Dann kletterten wir froh und munter
Den Weg hinan, den Weg hinunter, —
Mit Müh' hinauf zum letzten Mal;
Noch leuchteten die höchſten Spitzen,
Da ſah man ſchon die Lichter blitzen
Des Dörfleins in dem dunkeln Thal.

Und nicht weniger ſein Abſchied von der reizenden Gegend:

Leb wohl, du Alp, leb wohl, du Thal,
Du Bach, du Wald, du Flur;
Lebt wohl, ihr Berge allzumal,
Spannörter, Titlis, Rigidal —
Du herrliche Natur —

Du Luft ſo mild, du Au ſo grün,
Du Schnee, ſo weiß und rein!
Von euch, ihr Felſen ſtarr und kühn
Von euch, ihr Schluchten und ihr Flühn,
Muß nun geſchieden ſein.

Auf der Rückreiſe aus Engelberg kehrten wir zuweilen beim hochw. Herrn Pfarrhelfer D. zu Wolfenſchießen, dem Sohn eines verſtorbenen Militärkameraden, ein, in Luzern, wie ſchon früher angedeutet, bei dem mir nahe befreundeten eidg. Oberſten Bindſchedler. (Näheres in meiner Schrift: „Aus Unterwalden").

1892 verbrachten wir ein paar Ferienwochen zu Seewis im Prättigau. An einer sonnigen Halde am Fuße des Velan (Ochsenberg) gelegen, im Hintergrunde die breite, schneebedeckte Sceſaplana, iſt dieſer Kurort gegen Nordwinde geſchützt und ganz geeignet für Erholungsbedürftige. Im Dorfe ſteht noch das ſtattliche Schloß der Familie von Salis-Seewis, jetzt Gemeinde-, Schul- und Pfarrhaus. Bei günſtiger Witterung machte ich allein oder mit den l. Meinigen hübſche Excurſionen, wie nach der höchſt maleriſchen nahen Ruine Solavers (ob dem Waſſer), ſehr oft nach dem Gehöfte Fadaira mit herrlichem Ausblick ins Rheinthal, nach den Grauen Hörnern und dem Calanda, dann wieder öſtlich nach dem Dörfchen Fanas (= Heudorf) und dem Dorfbach nach hinauf zu den Alpen Ganei und Alp nova, wo wir uns verirrten und endlich nach langem Rufen von einem Senn, Namens Mondſchein, in ſeine Hütte aufgenommen und auf den rechten Weg gewieſen wurden. Nördlich gegenüber hatten wir die Bergkette, welche den Falkniß mit der Sceſaplana verbindet, namentlich den Tſchingel und Grauſpitz, zwei recht wild ausſehende Geſellen. Eine Tagestour galt dem ſtillen, hochgelegenen Dörfchen Valzeina (= Vallis sana, geſundes Thal) jenſeits der Landquart; in der dortigen kleinen Penſion übernachteten wir und betrachteten am folgenden Morgen vom nahen Älpli aus den Sonnenaufgang. Majeſtätiſch ſtieg die goldenſtrahlende Scheibe über dem Rhätikon und zwar genau über der Sulzfluh in die Höhe. Ein mir von meinem l. Vetter Adolf Bürkli geſchenktes ſelbſtgezeichnetes Panorama erleichterte uns die Orientirung in der großen Zahl von Kuppen, Spitzen, Thälchen und Schluchten. — Einmal beſtieg ich mit meiner l. Tochter Marie den weidereichen, eine ſehr lohnende Ausſicht bietenden Velan, deſſen Gipfel mühelos in etwa 2 ½ Stunden über die Sennhütten Guora und Fromaſchan (= Käſeſpeicher) zu erreichen iſt. Unſer Führer war ein altes originelles Mannli, das unterwegs Stellen aus den Gedichten von Salis-Seewis recitirte. Ein anderes Mal marſchirte ich in Begleitung meines l. Sohnes Hans über Ganei, Stürwis-Eck, das Fläſcherthälchen mit zwei kleinen Seen, nach dem Falkniß, deſſen ſtotzige Bergwände und ſpitze Geſtalt vom Rheinthal aus dem Wanderer imponiren. Der Ausblick war noch ſchöner, als ich ihn mir gedacht hatte, die Witterung recht günſtig. Von meinen vielen Bergbeſteigungen war dieſe eine der genußreichſten.

Nun aber hatten die mir ſo äußerſt lieben Alpenwanderungen ihr Ende erreicht, jene Zeiten, wo es hieß:

„In die Alpen hinein, in das schöne Land,
In der Berge dunkelschattige Wand,
Hinauf zu der Matten warm duftendem Grün,
Wo sie blühn,
Die rothen Alpenrosen."

Morel.

Die Zeit der Kuren nahm ihren Anfang.

Meine Gesichtsneuralgie verschlimmerte sich zusehends. Auf den Rat der Ärzte probirte ich es, nachdem eine halbjährige elektrische Behandlung nur vorübergehenden Erfolg gehabt hatte, mit Kaltwasserkuren in den Jahren 1897, 1898 und 1899, und zwar in der Kuranstalt Mammern am Untersee, das erste und dritte Mal in Begleitung meiner Frau. Der dortige Arzt, Dr. med. Ullmann, galt als eine Autorität auf diesem Gebiete.

Während des ersten Aufenthaltes ging es mir leidlich, während des zweiten so gut, daß ich täglich Ausflüge machen und die liebliche Gegend nach allen Richtungen zu Wasser und zu Land gründlich durchstreifen konnte. Unzählige Mal weilte ich in dem nahen Städtchen Stein a. Rh. mit seinen geschichtlichen Erinnerungen aus der Zeit der Römer, aus dem Mittelalter und aus neuerer Zeit. Damals entstanden meine „Bilder vom Untersee", die ich an Verwandte und Freunde verschenkte und wovon ich ein besonderes Exemplar mit in Gold gedruckter Widmung nach voraus eingeholter Erlaubniß dem Großherzog von Baden widmete.

Die letzte Kur dagegen, 1899, war trotz günstigster Witterung und größter Schonung eine verfehlte. Des Tages und zur Nachtzeit wollten die lästigen Schmerzen nicht weichen.

Noch habe ich der Herbsttage zu erwähnen, die ich öfters meist in Begleit meiner l. Frau vor Beginn des arbeitsvollen Winters in Baden (Schiff) verbrachte, wo schon meine Eltern so gern gewesen und traditionell die Alt-Zürcher mit Weib und Kind vorzugsweise einzukehren pflegten, um sich in den Bädern zu erfrischen und zu verjüngen, daneben auch allerlei Kurzweil zu treiben.

Schon als fünfjähriger Knabe mußte ich zur Erholung nach dem Keuchhusten auf zehn Tage dorthin, und sobald sich die Kutsche dem Städtchen genug genähert hatte, zeigte mir, wie ich mich noch lebhaft erinnere, meine Mutter den „Krälleliturm".

Je älter ich wurde, desto mehr wußte ich Baden zu schätzen, das jetzt leider nach und nach eine Fabrikstadt zu werden droht, und dessen rei-

zende nähere Umgebung durch Bauten aller Art schon vieles an Schönheit eingebüßt hat. Unter den vielen Spaziergängen war mir ein besonders sympathischer der längs der Limmat durch erquickendes Grün führende Weg nach der einstigen Benediktinerabtei Wettingen, wo ich die Klosterkirche und den Kreuzgang besichtigte, um sodann auf der Landstraße zurückzukehren.

Oft und viel erging ich mich in den wohlgepflegten Gartenanlagen des Kurhauses oder lauschte bei einer Tasse Kaffee der guten Musik. Oder aber ich durchzog kreuz und quer die Gassen und Gäßlein der alten Stadt, besichtigte die Pfarrkirche, an deren nördlicher Langseite ein Ölberg (unter Verschluß), gestiftet von der angesehenen Familie Baldinger, XVII. Jahrhundert, angebaut ist, betrachtete die alten merkwürdigen Häuser an der obern und untern Gasse, spazierte über die hölzerne gedeckte Brücke nach dem einstigen landvögtlichen Schloß, das nun, einer Ruine ähnlich, als Armenhaus dient (sic transit gloria mundi), oder ging unter den schattigen Kastanienbäumen des Theaterplatzes auf und ab, vor mir ein Stück der alten Ringmauer, im Hintergrund der spitze Helm des Kirchturms, zur Seite links in der Tiefe die rauschende Limmat, gegenüber der steile Abfall des felsigen Lägerngrates, und rechts in der Höhe die Burgkapelle, der Stein, einst ein gewaltiges Schloß, jetzt ein unbedeutender Mauerrest.

Da ließ ich wohl einmal meiner Phantasie ihren Lauf. Ich versetzte mich zurück ins Jahr 1710.

„Es ist ein milder Herbstabend; die Sonne senkt sich zum bewaldeten Grate des Martinsberges; vom Kapuzinerkloster her, von der uralten St. Josen- und St. Anna-Kapelle in Ennetbaden herüber erschallen die hellen Glöcklein, die zum Ave Maria rufen; bald folgen die tieferen Klänge der Stadtkirche. Ruhe und Frieden liegt ausgegossen über der gegen feindlichen Überfall durch Mauern, Türme und Gräben geschützten Stadt und ihrer Umgebung. Die Wälder prangen in buntem Herbstgewande. Auf der Höhe thront die mächtige Veste, der Stein, von den Strahlen der Sonne magisch beleuchtet. — Noch herrscht Friede im Lande. Bald sollte es anders kommen.*

Nach einer fruchtlos verlaufenen eidgenössischen Tagsatzung sind die Gesandten einiger fremden Mächte in Baden geblieben (wo sie nahe am

---

* 1712 Zwölferkrieg zwischen den katholischen und reformirten Ständen, in welchem Baden erstürmt und die Burg geschleift wurde.

obern Thor ihre Quartiere hatten), und verleihen dem Badeleben einen erhöhten Glanz. Für heute Abend ist auf Kosten der französischen Gesandtschaft ein Fest im Mätteli unterhalb des Hinterhofes mit Illumination und Tanz angesagt, wozu die in Baden zur Kur weilenden patrizischen Familien, aber auch einige schöne, junge bürgerliche Damen und die Honoratioren der Stadt eingeladen worden sind. Der österreichische Gesandte aber, Graf von Trautmannsdorf, ein eifriger Katholik, der 1707 Baden eine hübsche steinerne Statue des heiligen Nepomuk verehrt hatte (die gegenwärtig höchst unvorteilhaft an einem Hause vor der gedeckten Brücke aufgestellt steht), befindet sich an einer Conferenz der Katholiken zu Bremgarten. —

Vor dem untern Thor an der Straße nach den Bädern stehen eine Menge Leute, um die hohen Herrschaften vorüberfahren zu sehen, vornehme Kurgäste, Herren mit großen Perrüken, Dreizipfel und Degen, Damen in seidenen und sammtenen Roben, um den Hals kostbares Geschmeide und an den Fingern funkelnde Diamantringe; dann wieder einfache Bürgersleute und Bauern aus der Umgegend. Alles will seine Schaulust befriedigen. Da ertönt der Ruf: „Sie kommen, sie kommen". In langsamem Trabe sieht man zwei schwere, prächtig bespannte Carrossen den Bädern zufahren. In der ersten sitzt der Gesandte Frankreichs, Graf Duluc (der bekannte Intriguant) mit Familie, höflich nach rechts und links grüßend, in der zweiten sein Attaché und seine Secretaire. Aus dem letztern Wagen sehe ich verstohlen winken, es gilt offenbar einer am Wege stehenden unbekannten Schönen mit blitzenden Augen und lächelndem Munde, möglicherweise einer süßen Bekanntschaft aus dem von fremden Herrschaften, zumal der galanten Welt, oft besuchten Gesellschaftshaus vor dem Oberthor. Nur zu rasch ist das Schauspiel vorüber.

Abends soll es unten im Mätteli hoch hergegangen sein. Nach einem üppigen Mahle wiegten sich die Paare bis in den Morgen hinein auf dem grünen Rasenteppich im Glanze unzählbarer farbiger Lichter beim Klang der Musik und dem Rauschen der nahen Limmat.

Daß alles Geschehene bekannt wurde, dafür sorgte getreulich die allzeit geschäftige Fama, und noch wochenlang hörte man erzählen von der ritterlichen Erscheinung des Gesandten, von den feinen, muntern Cavalieren, den wunderschönen Toiletten der Damen, den bevorzugten Tänzerinnen, namentlich von einer graziösen Berner Patrizierin, einem Fräulein von Wattenwyl."

Oder ich spazierte an einem sonnigen Nachmittage einsam auf dem Martinsberg und setzte mich zum Ausruhen in einen rings von schattigen

Bäumen umgebenen Pavillon. Hie und da fiel ein Sonnenstrahl durch das Dickicht, ein paar Eichhörnchen spielten auf den Ästen junger Buchen, Vögelchen zwitscherten im Laube und stahlblaue Libellen schwirrten durch die Lüfte — ein köstliches Stillleben! — Da träumte mir einmal vom Kurleben Badens in alten Zeiten.

„An der Stelle des jetzigen modernen Grand Hôtel sehe ich den alten Hinterhof, ein Sammelsurium von meist niedrigen, höchst einfachen Gebäulichkeiten, deren Gemächer eigene Namen tragen, wie das Hölderlein, das Fälklein, die Herzogenstube, das Friesenbergli, das Mühlerad ꝛc., vor meinem Auge aufsteigen; da und dort sieht man vor den Fenstern Badehren (Wäsche) aufgehängt, was zeigt, daß wir uns in einem Badeorte befinden. Wir leben im Weinmonat des Jahres 1780 und wollen vor Tisch noch einen Gang ins „Mätteli" machen. Schon sitzt um das „Täfeli", einen runden steinernen Tisch vor dem Hinterhof, die Elite der Badegäste, Männlein und Weiblein, in ausgesuchtester Toilette und in eifrigstem Gespräche. Die Herren tragen Perrüken oder Zöpfe, feine Hemden mit Spitzenmanchetten, lange seidene oder sammtene Röcke mit großen glatten Knöpfen, seidene galonnirte Westen, kurze Hosen, feine Strümpfe und Schnallenschuhe. Die gepuderten Damen erscheinen in schweren, tief ausgeschnittenen Seidenkleidern und tragen kostbaren Schmuck aller Art, denn außerhalb der Kantonsgrenze sind ja die strengen Kleidermandate kraftlos.

Wer mögen denn die Herrschaften sein?

Wie überhaupt zu jener Zeit im geselligen Leben, so dominiren auch hier am „Täfeli" die Berner, die an feinen Umgangsformen und an Gewandtheit im Verkehr die andern Schweizer übertreffen. Am Ehrenplatz erblicke ich S. Excellenz, den alten Schultheißen Friedrich von Sinner aus Bern, neben ihm seine Gattin, eine geborene von Wattenwyl, und ein schon älteres Fräulein Fischer von Oberhofen, sodann folgen im Kranze Junker Hans Meiß von Teufen, ein munteres, hübsches Fräulein von Mülinen aus Bern, Zunftmeister Hans Caspar Werdmüller aus Zürich, der glückliche Besitzer des schönen Hauses zur Krone (Rechberg), nebst seiner Gattin, sodann Herr Ratsherr Hans Conrad Ott mit Frau und Tochter aus Zürich, und endlich, eingehüllt in Decken zum Schutz gegen Zugluft, ein von Gicht geplagter Junker Hans Ziegler aus Schaffhausen.

Ein bürgerliches Pärchen wagt es nicht, dieser vornehmen Tafelrunde näher zu treten.

Und um was drehen sich die Gespräche der Gäste?

Anfänglich noch unter sich, besprechen die Herren politische Vorgänge. Herr Ott teilt mit, daß er die helvetische Gesellschaft in Schinznach, um die sich Ratsherr Iselin aus Basel fortwährend sehr bemühe, besucht habe; künftiges Jahr komme man in Olten zusammen. Herr Schultheiß von Sinner erzählt von der letzten Tagsatzung der eidgenössischen Stände und fragt dann mit gedämpfter Stimme die Herren aus Zürich, wie es mit dem leidigen Waserhandel stehe, worauf Herr Werdmüller erwidert, es liegen so erschwerende Anklagen gegen Pfarrer Waser vor, daß man ihn im Wellenberg verhaftet habe und daß voraussichtlich sein Todesurteil erfolgen werde. Der freche Revoluzer habe die Strafe verdient. Dazu schüttelt Herr Ott den Kopf und meint, so sehr habe sich Waser nicht vergangen.

Dann, nach Erscheinen der Damen, wird über die neueste Literatur und Kunst gesprochen. Man spricht von der durch Johannes von Müller soeben veröffentlichten Geschichte der Schweiz (Boston), von dem tüchtigen Portraitmaler Anton Graf in Winterthur, von Heinrich Pestalutz, dem talentvollen aber unpraktischen Pädagogen, seiner Erziehungsanstalt in Neuhof bei Birr, die wohl nicht lange bestehen werde, seiner bedauernswerten trefflichen Gattin Anna, geb. Schultheß, u. s. f. Jetzt schreibe Pestalutz ein Buch, Lienhard und Gertrud, für das er einen Verleger suche. Herr Pfarrer J. C. Lavater in Zürich, der gefeierte Schriftsteller und beliebte Prediger, arbeite gegenwärtig an einer großen Physiognomik, die er selber illustrire.

Junker Meiß berichtet, daß die Türme der Großmünsterkirche zu Zürich statt der abgebrannten Helme rundliche Kappen erhalten, ihm gefallen solche ganz und gar nicht. Gute Berichte habe er über den Herbstertrag aus Teufen, man erwarte einen vorzüglichen Wein.

Fräulein von Mülinen freut sich über die Ankunft einer französischen Schauspielertruppe, die einige Zeit in Baden Vorstellungen geben werde. Die ältern Damen erzählen sich gegenseitig von den Erfolgen und Mißerfolgen der Kur. Frau Ratsherrin Ott bedauert, daß ihr Magen die trefflichen Spanischbrötli nicht gut ertrage. Einen andern Gegenstand der Unterhaltung bilden die üblichen Antrittsvisiten bei Bekannten, wobei Frau von Sinner bemerkt, daß sie bis zur Stunde den Besuch von Frau von Tavel vermisse, ebenfalls zur Zeit im Hinterhof. Viel zu reden gaben auch die Zimmer; die besten seien im Neubau, in den alten Häusern lassen die Fenster den Wind herein und sei das Mobiliar in ganz bedenklichem Zu-

ſtande, was Junker Hans Ziegler, nachdem er aus ſeinem zierlich eingelegten Tabaksdöschen eine Priſe genommen, beſtätigt, da er im ſog. „großen König“ logire, wo ihn bald ſeine Rheumatismen, bald die Mäuſe nicht ſchlafen laſſen.

Schließlich ſetzt ſich noch der redſelige Gerichtsherr von Eſcher an den Tiſch und flüſtert dem Junker Meiß ins Ohr, ob er wiſſe, daß der junge Dießbach aus Bern, Offizier in franzöſiſchen Dienſten, auf Urlaub wieder im Stadthof abgeſtiegen ſei, wo er einer jungen, blendend ſchönen Dame von bürgerlicher Herkunft aus Freiburg den Hof mache. Man habe ſie geſtern Arm in Arm durch Ennetbaden nach Nußbaumen ſpazieren geſehen. Ob es zu einer Heirat komme? Kaum — wenn ja, jedenfalls durchaus gegen den Willen ſeiner Verwandten in Bern.

So vergeht die Zeit. Mittlerweile ſchellt es, und der behäbige Wirth, Herr Dorer, bittet unter tiefen Bücklingen die Herrſchaften, ſie mögen zum Eſſen kommen. Doch das Thema iſt noch lange nicht ausbeſprochen und erregt, zumal bei den Berner Familien, nicht geringes Aufſehen. Die Züng-lein der Damen geraten in lebhafteſte Bewegung, die beiden jungen Fräu-leins ſchweigen zwar ſittſam, um ſo mehr horchen ſie, damit ihnen ja nichts entgehe von der intereſſanten Tagesneuigkeit.

Endlich nach langen Complimenten und unter mille pardons und excuses — denn keine der Damen will vorausgehen — bewegt ſich der Zug gravitätiſch dem Eingange zu.“

Ich wandle weiter in der Richtung von Brugg, um von dort per Bahn nach Baden zurückzukehren.

So etwa verbrachte ich meine Badener Wochen — einmal in Geſell-ſchaft meines verehrten, treuen Freundes, des k. k. Generalmajor Conrad Nüſcheler von Neuegg, der fußleidend auch im Schiff logirte, und mit dem ich mich gerne über das alte Zürich und über ſeine Feldzüge in Italien unterhielt. Ein anderes Mal traf ich mit meinem hochgeſchätzten Mitzünfter, Herrn Peſtalozzi-Wiſer, zuſammen, einem Manne, dem unter einer etwas rauhen Schale ein tiefes Gemüt und eine Fülle rührend zarter Poeſie zu eigen war.

So genußreich mir dieſe Aufenthalte in Baden waren, ſo blieben ſie leider ohne Nutzen für meinen Geſundheitszuſtand.

Nachdem die Bemühungen meiner Ärzte, namentlich meines treuen Freundes, Dr. Moor in Bülach, erfolglos geblieben waren, entſchloß ich mich, den berühmten Chirurgen, Prof. Dr. med. Krönlein zu conſultiren,

und auf seinen Rat hin schritt ich zum letzten Mittel, einer Operation, ich darf sagen, aus Verzweiflung und nur mit schwacher Hoffnung auf einen Erfolg.

Ich dislocirte ins Krankenhaus zum Rothen Kreuz, nachdem mir auf meinen Wunsch von einem Geistlichen in freundlicher Weise erquickender Trost gespendet worden war.

So lag ich denn, vor wenigen Jahren noch so rüstig, und ich darf sagen, unabläßig thätig, als Invalide das erste Mal in meinem Leben im **Spital**. Ein Gefühl der Wehmut beschlich mich. Anfangs September fand in Anwesenheit meines Arztes, Dr. Huber, eine Voroperation durch Prof. Krönlein statt. Die neuralgischen Schmerzen dauerten in gleicher Heftigkeit fort, und so wurde zehn Tage später die Hauptoperation unternommen, welche $^3/_4$ Stunden erforderte und zu den schwierigsten gehörte, die der vielerfahrene Operateur je ausgeführt hatte. Noch zwei Tage vorher besuchte mich der Arzt aus Mammern, Dr. Ullmann, und riet mir davon ab. Ich war ihm überaus dankbar, mochte aber nicht mehr zurück. Gott sei Dank, ich überstand beide Operationen und blieb nun, gut verpflegt von einer Krankenschwester, einer Engländerin, fast sechs Wochen dort. Meine liebe Frau und Töchter thaten ihr Möglichstes, um mir die langen Leidenstage zu verkürzen, und die nächsten Verwandten besuchten mich getreulich. Diese Liebesbeweise erfreuten und erquickten mich aufs innigste. Mein Geist war, Gott sei Dank, völlig klar geblieben, was Folgendes beweisen mag. Bald nach der Operation wollte ein Freund zu mir, den ich natürlich nicht empfangen konnte. Sofort diktirte ich meiner Frau einen Vers aus dem mir gehörigen von Grebel'schen Stammbuch aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, der mir zu Sinn kam, als Antwort für ihn:

Amicus certus oder deutsch:	Einen wahren Freund
Cernitur in	Erkennst du
Amore	An seiner Liebe,
More	An seinem Wesen,
Ore	An seiner Rede,
Re	An seinem Thun
E (Ex	Und wenn dein Ende naht.

Schon in den ersten Tagen ließ ich mir wieder vorlesen.

Nun waren zwei verdächtige Nerven an der rechten Kopfseite herausgeschnitten und sollten die Schmerzen damit vorbei sein, doch zum Erstaunen der Ärzte und zu meiner furchtbaren Enttäuschung dauerten die alten Zuckungen noch fast ein Vierteljahr fort. Da sagte ich mir wohl etwa:

Herz, du bist so alt geworden,
Lern' es einmal doch,
Daß du sollst nach besserm Lohne,
Anderm Kranz und andrer Krone
Stille tragen Kreuz und Joch.

Wackernagel.

Oder ich rief mir den Spruch in Erinnerung:

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen,
Und fest an Gott und bessere Zukunft glauben,
Heißt leben und dem Tod sein Bitteres rauben.

Urania.

(Ins Stammbuch meines sel. Vaters, Mai 1821 von seinem Freunde Hartmann Blaß [später Blaß-Lavater] eingetragen).

Erst gegen den Frühling 1900 hin hörten die Schmerzen ganz allmälig auf, immerhin auch jetzt noch eine gewisse Disposition zurücklassend.

In jenen schwersten Tagen des Krankenlagers, Angesichts des Todes, vor dem ich gnädig bewahrt blieb, durchkreuzten hunderterlei Gedanken meine Seele. Mein ganzes bisheriges Leben eilte im Fluge an mir vorüber, bald unter Gefühlen der Freude, bald unter solchen der Reue und des Schmerzes über Geschehenes und Unterlassenes. Ich dachte, wie schlimm ich daran wäre ohne die treue Liebe und Pflege von Seite meiner Gattin und meiner Familie, alleinstehend und verlassen, oder gedrückt von Sorgen wegen der ökonomischen Fortexistenz der Meinigen nach meinem Hinschiede; ich dachte daran, wie schlimm es gewesen wäre, wenn das furchtbare Leiden mich schon im besten Mannesalter heimgesucht und arbeitsunfähig gemacht hätte. Ein verstorbener Freund, A. B.-M., hatte sich mir gegenüber in seinen letzten Lebenswochen geäußert: „Gott hat mir in meinem Leben so viel Gutes und Schönes gegeben, jetzt muß ich auch das Bittere ergeben von ihm annehmen". Das konnte ja auch ich von meinem Lebenslaufe in vollem Maße sagen. — Gerne erinnerte ich mich etwa teilweise längst verstorbener lieber Anverwandten, die aufs lebhafteste im Geist vor mir standen, und freute mich der liebevollen Teilnahme, die mir von so manchen Seiten her bewiesen wurde. Im Übrigen hoffte ich auf die Gnade Gottes.

Wieder zu Hause, rüstete ich mich in erster Linie zur **Übergabe meines Geschäftes** an meine zwei Söhne, von denen der ältere, Wilhelm, aus

Paris heimgekommen war. Dieser Schritt, so schwer er mir fiel bei meiner geistigen Frische, war durchaus geboten, denn vor allen Dingen galt es nun für mich, Ruhe zu haben und jede Gemütsbewegung zu vermeiden. Zu meinem Bedauern mußte die alte, wohlbekannte Firma Friedrich Schultheß beim Wechsel des Besitzers laut Obligationenrecht geändert werden und lautet jetzt seit 1. Jan. 1900: Schultheß & Co. (W. u. H. Schultheß). — Möge es den Söhnen gelingen, dem vom Großvater und Vater gegründeten und geleiteten Geschäft seinen guten Ruf im In- und Auslande zu wahren, wozu erfahrungsgemäß beharrlicher Fleiß, große Umsicht und Energie absolut erforderlich sind. — Das gesamte Geschäftspersonal wurde von mir je nach Alter und Verdiensten bei meinem Rücktritt beschenkt.

Nachdem ich im Buchhandel im Ausland und in Zürich fünfzig Jahre thätig gewesen war, und dreißig Jahre das mir von meinem sel. Vater hinterlassene Geschäft geleitet hatte, fand ich mich ziemlich leicht in meinen Ruhestand, der jedenfalls meinem Befinden entspricht; nur wenn ich beim Haus zur Weinleiter vorbeigehe, wandelt mich ein recht wehmütiges Gefühl an. — Langeweile habe ich nicht und lasse sie nie aufkommen. Als eine angenehme Zerstreuung widme ich neuerdings einen Teil des Tages kleinen literarischen Arbeiten, die mir schon im letzten Jahrzehnt hunderte von Stunden des Tages und auch der Nacht, wenn ich nicht schlafen konnte, verkürzten. Die meisten dieser literarischen Erzeugnisse darf ich, wenn auch der Leser davon nichts verspürt, als meine „Schmerzenskinder" bezeichnen. Im laufenden Jahre (1900) entstanden: „Bilder aus Ulm" und „Aus meiner Knabenzeit", als Manuscript gedruckt. Freilich bin ich, da meine Augen seit der Operation angegriffen sind, genötigt, das meiste zu diktiren, wobei mir meine l. Frau in trefflicher Weise beisteht. Meine Lectüre bilden neben den Tagesblättern hauptsächlich historische Werke, Biographien und Reisebeschreibungen. Schriften, die mich seit Jahren besonders fesselten und von denen ich einzelne wieder und wieder las, sind u. a.: Sal. Vögelin, das alte Zürich; C. Dändliker, Geschichte der Schweiz; H. Christ, aus Obwalden; die kriegerischen Ereignisse in Italien 1848/49 von W. M.; Gustav Freytag's historische Romane; Martin Usteri's Dichtungen und Uhland's Gedichte; endlich das herrliche Familienbuch: Lebenserinnerungen von R. Alex. Pestalozzi.

Manche genuß- und lehrreiche Stunde verbringe ich im Schweizerischen Landesmuseum, dieser reichen Fundgrube der Kunst und des Wissens, worauf Zürich stolz sein darf.

Gerne höre ich etwa Abends Hausmuſik, die mir gerade in dieſen Tagen (September 1900), wo mein Sohn Fritz, ein guter Geiger, mit ſeiner muſikaliſch gebildeten Gattin nebſt zwei lieben Kindern, einem lebhaften, bald vierjährigen Knaben, Fritz, und einem einjährigen Mädchen, Gertrud, zu Beſuch bei uns iſt, öfters zu Teil wird. Wenn dann noch mein Sohn Wilhelm, ein tüchtiger Celliſt, und meine Tochter Nanny, eine vorzügliche Klavierſpielerin, mitwirkt, und unſre Jüngſte, Marie, eine Schülerin von Frau Profeſſor Wirz, mich mit ihren Liedern erfreut, ſo iſt das Hauskonzert vollſtändig.

Bei günſtiger Witterung benütze ich das Gärtchen und mache kürzere Spaziergänge, Beſuche oder kleine Fahrten, wobei ich allerdings ſtetsfort, wie auch in der Diät, Kleidung ꝛc. die allergrößte Vorſicht walten laſſen muß. Ja, ich bin heute noch für jede Woche, für jeden Tag dankbar, wo ich frei von den frühern Schmerzen und ungehemmt im Verkehr mit den Menſchen mich bewegen kann. Derartige jahrelange Leiden lehren uns, in den Anſprüchen ans Leben beſcheiden zu werden.

In dem Briefe eines Freundes, J. A. aus Stuttgart, der gleich mir ſchwere Prüfungen durchmachen mußte, heißt es: „Wir Beide ſind alt geworden, du und ich, und wollen nun, procul negotiis, den Blick nach oben, ſtille harren und hoffen, bis wir abgerufen werden".

Und damit, lieber Leſer: Vale!

Aus meiner Knabenzeit.

Zwei Landpfarrhäuſer.

Abdruck ohne die hiſtoriſchen Anmerkungen und den poetiſchen Anhang.

Vorwort.

Wachet auf, frohe Erinnerungen meiner Jugend, da ich abwechselnd meine Sommer- und Herbstferien in zwei Landpfarrhäusern bei lieben Anverwandten verbringen durfte. Durch ernste und heitere Tage habt ihr mich bis zu meinem Lebensabend begleitet. Erscheint vor mir, Ihr Gestalten theilweise längst Dahingeschiedener, zeigt mir euch wieder, waldgekrönte Berge, weinrebenumsponnene Höhen, schattige Gehölze, blumige Wiesen und lauschig im Grünen versteckte Dörflein.

Steiget nochmals vor mir auf, liebliche Gebilde einer kindlichen Phantasie, zu Füßen epheuumrankter Burgruinen, vor stillen Klostermauern und im Waldesschatten mit seinem geheimen Zauber.

Mögen auch meinen Nachkommen solch' reine Jugendfreuden zu theil werden.

I.

Dällikon.

Die Sommerſchulferien 1845 haben begonnen. Eine Einladung aus dem Pfarrhaus Dällikon für den jungen Fritz liegt ſchon einige Tage in den Händen der lieben Eltern, die treu beſorgte Mutter hat das Gepäck geſtern vorausgeſchickt.

Am erſten Ferienmontag Nachmittag ſchnallte ich den kleinen Torniſter, gefüllt mit Schulmaterialien und allerlei andern Dingen, auf den Rücken, nahm Stock oder Schirm zur Hand, ſagte dem Elternhaus Ade und marſchirte ſtolz in die Welt hinaus. Die Reiſeroute ging durch die Poſtgaſſe (jetzt Münſtergaſſe), das Niederdorf (vulgo Türkei), durch Unterſtraß, vorüber bei dem ſchönen Landgute Beckenhof, Wipkingen, der Waid, und das Käferholz links liegen laſſend, nach Affoltern bei Höngg. An was mochte das Bürſchchen unterwegs gedacht haben? Kaum an die Reize der Landſchaft, welch' letztere zudem allmälig einförmiger wurde; dagegen vielleicht, ob die Schulaufgaben mehr als eine Stunde täglich erheiſchen werden, ob auf dem Kirchthurm zu Dällikon der Storch ſchon eingezogen ſei, ob er ſelbſt wohl diesmal auch auf den Lägernberg kommen werde. Nach etwa zwei Stunden gelangte ich nach Regenſtorf und bald ſah ich das Ziel vor mir; das erſte Haus des Dorfes links war ein Wirthshaus, das jedoch nur des Sonntags Gäſte hatte; dann folgte die Schmiede und rechter Hand

die kleine, alte Kirche mit einem Thurm in Käsbissenform; auf demselben befand sich das erwähnte Storchennest, aus dem zu meiner Freude ein großer Schnabel und zwei kleine herausragten. Der Papa schien ausgeflogen zu sein. Im Nu stand ich im Mittelpunkt des Dorfes und schritt durch einen Hof zu dem mir wohlbekannten Pfarrhaus, wo ich die herzlichste Aufnahme fand.

Und nun etwas über die Gegend.

Unterhalb Regenstorf öffnet sich ein zwei Stunden langes und etwa eine halbe Stunde breites Thal, das westlich eingerahmt wird von dem nicht hohen Hönggerberg, östlich von dem letzten charakteristischen Ausläufer der langen Jurakette, dem Lägernberg, dessen Halden hier an der Sonnenseite überall mit Reben bepflanzt sind, die einen köstlichen Wein liefern. Die Thalsohle ist in weiter Ausdehnung moorig (seither drainirt worden) und erzeugt viel Rietgras (Streue). In dem Thale liegen verschiedene Dörfer, links am Fuße des Hönggerberges Dällikon, gegenüber rechter Hand an der Lägern Buchs, dann Boppelsen (zur Kirchgemeinde Otelfingen gehörig), noch weiter unten Otelfingen, Würenlos und am Ausgange des Thales Wettingen.

Die Kirchgemeinde Dällikon ist mittlerer Größe; zu ihr gehört das eine halbe Stunde thalabwärts liegende Dänikon, eine Gruppe von Höfen und Häusern. Die Bewohner, wie diejenigen der andern genannten Ortschaften, widmeten sich damals ausschließlich der Landwirthschaft und dem Weinbau. Letzterer hat hier auf der Schattenseite allerdings weniger Bedeutung als gegenüber am Lägernberg.

Großbauern gab es in Dällikon keine, wohl aber mittlere und kleine. Die Zahl der wirklich Armen war eine geringe. Die Tracht war bei den Männern sozusagen verschwunden, bei den Frauen und Mädchen theilweise noch vorhanden. Dem besonders stark vertretenen Geschlechtsnamen Meier wurden Zunamen beigelegt, so z. B. sprach man nur vom Brenner-Ruedi. Damals war ein Meier, einer der wohlhabendsten Bauern, Gemeindepräsident. Ein streitsüchtiger, hochfahrender Herr Lehrer, Namens Stüßi, erregte öfters Ärgerniß. Dem Pfarrhaus gegenüber, neben dem Schulhaus, wohnte eine alte Wittwe, deren Büblein Wittfrau's Jokebli hieß; letzteren sah ich erwachsen wieder als Soldat bei einem Infanterie-Bataillon, er sah nicht gerade kriegerisch aus. Zu unterst im Dorf, gegen Buchs, bewohnte die Familie Bräm ein größeres Doppelhaus; zwei Söhnchen wurden später Lehrer am Zürichsee; das Töchterchen Rägeli wurde nachmals die Gattin des genannten Jokebli.

Oben im Dorf befand sich die damals von einem gewissen Fürst betriebene Mühle. Fürst zog später nach Zürich und kaufte dort den Gasthof zum Storchen am Weinplatz; sein Sohn strebte noch höher hinauf, fiel jedoch jählings von der Höhe und verarmte.

Die schon erwähnte Kirche war in ihrem Innern, abgesehen von einigen gemalten Scheiben, kahl und nüchtern, wie es fast alle Stadt- und Landkirchen des Zürichbietes seit der Reformation waren und noch sind. Das neben der Kirche stehende Pfarrhaus mit angebauter Stallung war alt, aber ziemlich groß und wohl unterhalten; im Erdgeschoß befand sich links die Studirstube des Geistlichen, neben ihr ein größeres Schlafzimmer, in dem jeweilen meine Wenigkeit und mein verstorbener Vetter Hans untergebracht wurden. Ich erinnere mich noch wohl einer hübschen geschweiften Kommode, auf welcher eine alterthümliche Stockuhr mit großem metallenem Zifferblatt stand; von weitem hörte man ihr lautes Ticktack, auch besaß sie die Eigenthümlichkeit, daß sie jeden Tag und zwar nicht nach rechts, sondern nach links, aufgezogen werden mußte. Im ersten Stockwerk lag über der Studirstube die getäferte Wohnstube mit einem großen hellblauen Kachelofen; im zweiten Stock befand sich die geräumige, selten benutzte Visitenstube (genannt Saal), die mit zwei gut gemalten Porträts der Eltern der Pfarrfrau geschmückt war.

Vor dem Hause links lag ein Blumengarten mit einem Hühnerhof, sowie einem prächtigen Quittenbaum, rechts ein Gemüsegarten mit einem Pavillon und hinter dem Hause ein großer schöner Baumgarten, der vom Pfarrherrn gelegentlich zugekauft worden war.

Pfarrherr war mein lieber Onkel, Johann Georg Schultheß, Sohn des Chorherrn Professor Dr. theol. Johannes Schultheß in Zürich, geb. 1794. Er war der Stiefbruder meines seligen Vaters, von kleiner Statur, aber fest gebaut, altmodischer Art in seinem Äußern, wie in seinem ganzen Wesen; freundlich und leutselig, liebte er die Geselligkeit, war jedoch zu Hause im Kreise der Seinigen meistens schweigsam; seine theologische Richtung war eine vermittelnde; er besaß eine gründliche wissenschaftliche Bildung, besonders auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Mit Pfarrer Melchior Schuler gab Schultheß Zwingli's Werke in elf Bänden, lateinisch und deutsch, Lexikon-Oktav, Druck und Verlag von F. Schultheß in Zürich 1828—1842 heraus, wozu später ein Supplementheft, bearbeitet von Kaspar Marthaler, erschienen ist. (In jenen Jahren begann sich durch die Umsicht und den riesigen Fleiß meines Vaters das fast ohne eigenes Kapital be-

gonnene Geschäft mächtig zu heben). Sodann war mein Onkel ein guter Kenner der mittelalterlichen Literatur und stand in regem Verkehr mit der Stadtbibliothek in Zürich und mit Antiquaren. Auch eine poetische Ader war ihm eigen, womit er durch Gelegenheitsgedichte an Familienfestchen ꝛc. große Freude bereitete.

Seine angeborne Gutherzigkeit und der Umstand, daß er nicht Nein sagen konnte, wurde öfters von Handelsleuten in der Umgegend und aus dem Aargau benützt, um gegen ungenügende Bürgschaft Darleihen zu erhalten, was sein ohnehin nicht großes Vermögen schmälerte. Der Onkel starb in Folge eines Schlaganfalles im Jahre 1866.

Seine Gattin, Kunigunde Breitinger, Tochter des Herrn Oberst und Zeugherr Breitinger, geb. 1794, war von ernster, stiller Natur. Selten sah man sie lächeln; gewiß meinte sie es mit jedermann von Herzen gut, konnte jedoch ihren Gefühlen nicht Ausdruck geben. Nach dem Tode ihres Gatten siedelte sie nach Zürich über und starb daselbst 1870. Von den drei Kindern war das älteste, Marie, von lebhafter Gemütsart und praktischem Sinn. Damals 16 Jahre alt, leistete sie der Mutter schon gute Hilfe im Hauswesen. Sie blieb unverheiratet und starb 1899 im Alter von 71 Jahren zu Meilen, aufrichtig betrauert von Allen, die sie kannten. Auf sie folgte der Sohn Hans, ein freundlicher blonder Knabe, der in der Absicht, zu studiren, das Gymnasium in Zürich besuchte, seiner schwachen Gesundheit wegen aber bald das Studium mit dem Buchhandel vertauschen mußte. Doch kaum ein Jahr in der Lehre bei meinem Vater, wurde er von der Lungenschwindsucht dahingerafft. Das dritte Kind, Luise, etwa 10 Jahre alt, war ein stilles Mädchen mit blauen Augen und blondem Haar. Sie wurde später die Gattin des tüchtigen und liebenswürdigen Pfarrers und nachherigen Dekans Kaspar Marthaler zu Rümlang. Nach seinem Hinschiede zog sie mit ihrer Schwester und ihrer Tochter Marie nach Meilen, um in der Nähe ihrer ältern Tochter Luise, Frau Pfarrer Marty, zu leben. Von dem Dienstpersonal erinnere ich mich der Magd Grite nicht mehr, um so besser des Knechtes Heiri, der vollauf zu thun hatte, den Stall, worin damals eine Kuh mit einem Kälblein oder Schaf stand, den Hof, die beiden Gärten und den großen Baumgarten in Ordnung zu halten. Er war überaus fleißig und pflichtgetreu, sich dessen aber auch bewußt. Einreden hatte er ungern. Von Statur war er noch etwas kleiner als der Pfarrherr, hatte einen kugelrunden Kopf mit großen blauen Augen und krausem, blondem Haar.

Allerlei Kurzweil in Haus und Hof.

Am liebsten tummelte ich mich im Freien, allein selbstverständlich gab es auch Regentage, deren erste Morgenstunden ich den Schulaufgaben widmete. Bei den lateinischen Thematen holte ich mir gerne beim Onkel, der ein vorzüglicher Lateiner war, Rath. Ich arbeitete langsam, ängstlich, aber gründlich und besaß viel Ehrgeiz. So erinnere ich mich, daß, als ich in einer Klasse des untern Gymnasiums bei der Collocation der Schüler auf das Examen hin den zweiten oder dritten, statt, wie ich erwartet hatte, den ersten Platz einnahm, ich in Thränen ausbrach. Dann und wann wurde ich vom Onkel in seine Studirstube gerufen, welche einer Raritätensammlung ähnlich sah. Neben dem grünen Kachelofen nahm ein Büchergestell eine ganze Wand ein; zu unterst standen große Folianten, meist in Schweinsleder gebunden, zahlreiche, teilweise seltene Bibelausgaben, hundert- und mehrjährige Kalender u. dgl.; auf dem ersten Regal illustrirte und nicht illustrirte Werke in Lexikon-Oktav, Dichter des Mittelalters, kirchengeschichtliche Werke; weiter oben zahlreiche wissenschaftliche Theologie, Schriften und Biographien der Reformatoren; dann praktische Theologie, Predigtsammlungen, und zu oberst Varia. Außer diesem Gestell war ein geräumiger Schrank vollgestopft mit Litteraturschätzen; neben demselben befand sich in einem Gehäuse, das vom Boden bis zur Decke reichte, eine uralte Schwarzwälderuhr; dann folgte ein Schreibtisch, und dem Fenster nach lief eine Bank für die Unterweisungs- und Konfirmationskinder. Mit großer Freude folgte ich stets dieser Einladung, denn da gab es prächtige Sachen zu sehen. Namentlich entzückten mich Bertuchs Bilderbuch (Orbis pictus in acht Bänden, Quart) und eine große Holzschnittausgabe von Sebastian Brant's Narrenschiff.

Das Leben im Pfarrhaus verlief sehr regelmäßig. Besuche kamen selten; am liebsten sah ich ein altes Jüngferchen aus dem Dorfe mit einer blechernen Kapsel unter dem Arm erscheinen. Sie buk und verkaufte Hüpli, die im Format etwas größer waren, als die stadtzürcherischen, aber nicht minder gut schmeckten. Es war die sog. Hüpenrose. Einmal wurde das Innere der Kirche neu übertüncht und ein Bibelspruch in großen Buchstaben im Chor angebracht. Neugierig begaben sich Vetter Hans und ich aufs Gerüst zu dem Maurer oder Maler und erbaten uns von ihm die Erlaubnis, die grundirten Buchstaben mit schwarzer Farbe auszufüllen, was derselbe gestattete, immerhin mit dem Bemerken, daß wir dabei aufpassen sollten. Wir führten die Sache zu seiner Befriedigung aus und erzählten

im Pfarrhaus mit Stolz von unſern künſtleriſchen Leiſtungen. Gerne ſah ich dem Heiri bei ſeinen landwirtſchaftlichen Arbeiten zu, trieb mich in den Stallungen herum und betrachtete die gehörnten Inſaßen; beim Bienenſtand blieb ich jedoch ſtets in reſpektvoller Entfernung. Oft und viel neckte ich Bäschen Luiſe, hieß ſie und ihre Geſpielin in der Tenne auf den Heuboden ſteigen und zog ihnen das Leiterchen weg, oder ich ſchlich mich zum Hühnerhof und ſchreckte die Hühner auf, ſo daß ſie hoch in die Luft flogen, bis Tante Pfarrer dem neckiſchen Knaben dieſen Unfug verbot. Des Abends wurden mit Vetter Hans und den Bäschen Geſellſchaftsſpiele gemacht.

Zeitvertreib im Freien.

Spazieren ſah ich die Pfarrfamilie ſelten, und auch der Garten wurde faſt nie benützt. Daran war teilweiſe der Umſtand Schuld, daß die Dorfbewohner, wenn ſie die Pfarrleute ſpazieren ſahen, glaubten, ſie ergeben ſich dem Müßiggange; eine andere Arbeit als der Hände Arbeit wurde gering geachtet. Dieſes Vorurteil iſt gegenwärtig noch in vielen Landgemeinden zu finden und recht unangenehm für den Ortsgeiſtlichen und ſeine Familie.

Mit Vorliebe fiſchte ich im Dorfbache oder ſuchte nach Krebſen. Dann wieder ſtreifte ich im Walde herum und brachte würzige Erdbeeren heim. Einmal wurde oben im Dorfe, ich glaube auf Koſten der zürcheriſchen Antiquariſchen Geſellſchaft, eine römiſche Villa mit ziemlich gut erhaltenen Heiz- und Badeeinrichtungen ausgegraben; das war für den Onkel wie für den Neffen eine recht angenehme Abwechslung; täglich fand ſich erſterer bei der Stelle ein, verfolgte die Fortſchritte der Arbeit und erkundigte ſich nach allfälligen Funden. (Dieſe waren indeſſen unbedeutend). Letzterer fuhr wiederholt mit einem kleinen Schiebkarren (Stoßbänne) dahin, belud denſelben mit ausgegrabenen Backſteinen, aus denen er im Baumgarten des Pfarrhauſes ein Häuschen baute, dasſelbe mit Brennmaterial füllte, zu oberſt einen Sack mit Pulver legte und dann in Gegenwart der herbeigerufenen Familie anzündete. Die durch das Pulver beabſichtigte Exploſion hatte indeſſen nicht die gewünſchte Wirkung, und die Zuſchauer gingen etwelchermaßen enttäuſcht von dannen. Zur Herbſtzeit beſuchte ich die Weideplätze. Mit den Kühen des Nachbars Bräm weidete gewöhnlich auch ſein Pferd, ein ſchon ziemlich betagter, magerer Brauner, genannt Bleß. Einmal fiel mir ein, ich könnte darauf einen Ritt probiren; ich ſchwang mich mit Hülfe des das Vieh hütenden Knaben auf den Rücken des Tieres, in der angenehmen Er-

wartung, nun ein Bischen auf den Wiesen, bald im Schritt, bald im Trab, herumreiten zu können, beneidet von den des Weges gehenden Buben und Mädchen. Fatalerweise war Bleß anderer Meinung; ihm gefiel diese Störung nicht, er kehrte um und trabte mit mir, der ich mich krampfhaft am Halshaar festhielt, schnurstracks dem Dorfe und dem Stalle zu. Leider stand die Stallthüre offen, sie war sehr niedrig, und um nicht weggefegt zu werden, mußte ich zeitig hinabspringen, was seine Schwierigkeiten hatte, da ganz nahe eine offene Düngergrube lag. Glücklicherweise ging alles gut, und ich kehrte Abends ins Pfarrhaus zurück mit dem sehnlichen Wunsche, in Zürich bald reiten lernen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde dann auch schon im folgenden Jahre erfüllt; ich nahm einen Reitkurs bei dem damaligen Reitlehrer Schnabel im Kräuel, der etwa ein halbes Dutzend Pferde hielt und in einem Reitschopf an der Sihl Unterricht erteilte. Zu diesem Behufe begab ich mich zweimal wöchentlich morgens halb sechs Uhr, schon die Schulmappe unterm Arm, in die Reitstunde und sodann vor sieben mit meinem Schulkameraden Konrad Escher, oft schweißtriefend, nach der Kantonsschule (Gymnasium). Dieses frühe Reitenlernen war mir später im Militärdienst von großem Nutzen.

Ausflüge.

Besonders viel Vergnügen bereiteten mir kleine Märsche in der Umgebung. Zuweilen veranlaßten Amtsgeschäfte meinen Onkel zu Besuchen bei seinen Collegen in Nachbargemeinden, währenddem zu meiner Überraschung der gesellige Verkehr der Pfarrhäuser unter einander fast gar nicht gepflegt wurde. Einmal durfte ich den Onkel nach dem Pfarrhaus Otelfingen begleiten, wo ein Herr Pfarrer Germann, bekannt durch seine Körperstärke, Geistlicher war. Von da gings der Lägern zu nach Boppelsen, woselbst der Onkel bei seinem Weinlieferanten, einem wohlhabenden Bauer, etwas zu bestellen hatte. Wir wurden eingeladen, in die freundliche Wohnstube einzutreten, und man stellte sofort eine Maß Wein eigenen Gewächses bester Qualität auf den Tisch. Ich war erhitzt, durstig, und leerte ein, zwei, drei Gläschen des trefflichen Weines, die mir von dem Bauer eingeschenkt wurden. Nach und nach geriet ich in eine überaus heitere Stimmung, die auf dem Weitermarsche nach Buchs, wo wir den betagten und als Original bekannten Pfarrer Beyel trafen, anhielt. Beyel war eine hohe Gestalt mit weißen Haaren und trug kurze Kniehosen bis an sein Lebensende. Schon bald 60 Jahre alt, verehelichte er sich zum zweiten Mal mit einem blühen-

den, zwanzigjährigen Bauernmädchen. Neben ſeinem geiſtlichen Amt praktizierte Beyel als Naturarzt und hatte großen Zulauf von nah und fern. Als er dann aber zur Zeit des Tiſchrückens auch damit ſich befaßte und Leute anlockte, erregte dies bei ſeiner Gemeinde Anſtoß. Er mußte ſein Amt aufgeben, zog in die Stadt Zürich und ſtarb daſelbſt im hohen Alter von 90 Jahren. Auch auf der letzten Strecke Buchs-Dällikon hielt meine muntere Laune ſtand, und meine Bäschen mußten herzlich lachen ob des ſo fidel ankommenden Vetters; ſogar Tante Pfarrer verzog ihren Mund zu einem Lächeln.

Ein anderes Mal durfte ich einen amtlichen Brief ins Pfarrhaus Regenſtorf tragen, wo damals Herr Brunner, früher Feldprediger im Regiment Ziegler in den Niederlanden, ſpäter Antiſtes und Pfarrer am St. Peter in Zürich, Geiſtlicher war. Von ſtrammer Haltung, aber leutſelig und freundlich, wußte er den Leuten zu imponiren. Daß ich von ſeinen zwei Töchterchen mit Kirſchen bewirthet wurde, blieb mir in angenehmer Erinnerung.

Eines Tages, bald nach Tiſch, begleitete ich meinen Onkel auf einem Ausfluge nach dem Kloſter Fahr; es hatte den Vormittag über geregnet und der Pfarrherr bewaffnete ſich mit ſeinem altertümlichen Schirm, der oben einen Meſſingring hatte, alſo verkehrt getragen wurde, was, wenn er ihn nach Zürich mitnahm, etwelches Aufſehen erregte. Wir gingen anfänglich durch Weinberge, nachher durch Gehölz auf die Höhe des Hönggerberges; dort, wo ſich der Wald lichtete, ſetzten wir uns auf den Raſen und hielten eine Viertelſtunde Raſt. Dabei erzählte mir der Onkel Manches aus der Kriegszeit der neunziger Jahre, was er von ſeinen Eltern gehört hatte, von der Laſt der Einquartirung, den behenden, muntern, aber raubluſtigen Franzoſen, die dem Volk ungeheure Contributionen auflegten und ſogar den im Chor des Großmünſters aufbewahrten Staatsſchatz unter dem Vorwande, deſſen Beſtand zu verifiziren, ſtahlen; von den freundlichen, gut disziplinirten Öſterreichern und von den Ruſſen, namentlich den halbwilden Koſaken mit ihren langen Lanzen und kleinen Pferden, die in der Nähe der Stadt ihr Zeltlager haten. Die Stadt habe immerhin von Glück ſagen können, daß ſie nicht der Plünderung preisgegeben, oder in Brand geſchoſſen wurde. Von unſerm Ruheplatz aus ſahen wir die Stelle, wo im Herbſte 1799 nach einem vorausgegangenen bloßen Scheinangriff der Franzoſen bei Wollishofen Maſſéna mit der Hauptarmee bei Dietikon über die Limmat ſetzte, die überraſchten, ſich tapfer wehrenden Ruſſen überrumpelte und Korſakoff zwang,

unter großen Verlusten in eiligster Flucht sich in der Richtung gegen Eglisau und Schaffhausen zurückziehen.

Beim Weitergehen öffnete sich mehr und mehr die Aussicht aufs Limmatthal, die Albiskette, einen Theil der Alpen, den Zürchersee und den westlichen Theil der Stadt Zürich mit den damaligen Ausgemeinden Enge und Außersihl, die jetzt mit der Stadt vereinigt sind. Uns zu Füßen lag Kirche und Dorf Weiningen, welch' letzteres wir bald passirten, um auf einem Fußweg durch Wiesen zum Klösterchen zu gelangen, das in der Tiefe hart an der Limmat malerisch im Grünen eingebettet liegt. Im Vorübergehen konnte ich mir nicht versagen, einen Blick in die gerade offen stehende Stallung zu thun, und in der That, es lohnte sich, die paar Schritte zu machen. Zunächst der Thüre standen vier mächtige Zugochsen, zwei schwarz und weiß, zwei gelb und weiß gefleckt; dann in stattlicher Reihe wohl ein Dutzend Kühe und einige Rinder, und zu hinterst in einer besonderen Abteilung ein schwerer Zuchtstier mit einem eisernen Ring in der Nase. Als wir nun das gegenüber liegende Gasthaus betraten, trafen wir eine Anzahl Gäste aus Zürich, von denen sich zwei Herren bald mit meinem Onkel in ein eifriges Gespräch einließen. Die freundliche, im Dienste des Klosters stehende Wirthin, Frau Appolonia, fragte nach unserm Begehr und brachte die gewünschte Labung. Mich aber duldete es, wie gewohnt, nicht lange im Hause und am Wirthstische; ich beurlaubte mich für ein Stündchen und begab mich zuerst zur Limmat hinab; aufmerksam verfolgte ich den eiligen Lauf des krystallhellen Flußes.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß gerade das Badenerschiff (ein großer Weidling) mit einer Gesellschaft von etwa elf Personen vorüberfuhr. Vorn war eine kleine blau und weiße Flagge aufgesteckt; auf der Höhe des Gasthauses angelangt, ließen die Insaßen laute Zurufe erschallen und wurden hinwieder von den Leuten im Gasthause begrüßt. Alles war jedoch in wenigen Minuten vorüber. Ich schlenderte sodann durch den Garten und besah mir die verschiedenen Ökonomiegebäude, dann aber ging ich zum Kloster hinüber und fand bald den Eingang in die Kirche. In ihrem vom Weihrauchduft erfüllten Innern herrschte ein Halbdunkel, vor dem Chor brannte das ewige Licht, hinter demselben wurde der reichgezierte, mit Grün und Rosen geschmückte Hauptaltar sichtbar. Es schien heute ein katholischer Festtag zu sein. Neben dem Haupt- oder Marien-Altar standen zwei kleine Seitenaltäre mit den Statuen der Schutzheiligen, an den Wänden des Schiffes hingen die Stationenbilder, und in den Ecken befanden sich zwei

Beichtstühle. Nach wenigen Minuten ertönte aus dem geschlossenen Chor der Gesang der Nonnen, die sich zur Abendandacht versammelten. All' dieses Sinn und Gemüth Bestrickende und Geheimnisvolle verfehlte nicht, meine ohnehin lebhafte Phantasie mächtig aufzuregen; beklommen ging ich von dannen, den Klostermauern entlang, hinter denen ich allerlei Mysteriöses ahnte, hinaus in Gottes freie Natur und zurück zum Gasthaus. Es war schon halb sechs, als wir uns zum Rückmarsche rüsteten, wir wollten aber nicht mit leeren Händen heimgehen, sondern den Zurückgebliebenen etwas Klosterkonfekt heimbringen. Wir schellten am Eingange, die Pförtnerin öffnete, rechts in der Halle war ein vergittertes Fenster, an demselben erschien die diensthuende Klosterfrau und brachte uns nach unserm Begehren ein Dutzend weiße und braune Nonnenkräpfli.

Derselbe Weg, auf dem wir gekommen, war auch unser Heimweg. Wiederum oben auf dem Berg angelangt, betrachteten wir nochmals das reizende Landschaftsbild, in der Tiefe das weite, grüne, noch nicht so sehr wie gegenwärtig überbaute Thal, in dem sich, von der Abendsonne beschienen, die Limmat, silbern glänzend, in wunderlichen Windungen gegen Baden hin verlor; gegenüber die runde, bewaldete Kuppe des Hasenberges, dann der Ütli mit seinen kahlen Fallätschen (Bergschlipfen), auf dessen Gipfel damals noch ein einfaches Restaurationsgebäude stand, gehalten von der Familie Beyel (Beyel war der Neffe des originellen Pfarrers zu Buchs). Es folgte die Albiskette bis zu den Voralpen, und den Hintergrund schloß eine Partie der Schneeberge. Freundlich schimmerte uns der Zürichsee entgegen, an dessen Ausfluß ein Theil der Stadt sichtbar war, und über all' dieser Anmut und Herrlichkeit wölbte sich der blaue Himmel.

Befriedigt von dem gelungenen Ausfluge zogen Onkel und Neffe ins Pfarrhaus ein.

Mit Vergnügen erinnere ich mich eines Ausmarsches nach der Burg (Regensberg). Der Weg führte uns über das Ried, wo eben ein halbes Dutzend Störche auf Beute ausgingen und das quakende Volk der Teiche in große Unruhe versetzten. Überall nämlich auf den Kirchthürmen dieser Gegend zogen alljährlich diese langschnäbligen und hochbeinigen Gäste ein. Wir überstiegen den Höhenrücken hinter dem Dorfe Buchs und trafen nach einer starken Stunde in dem tiefgelegenen Dorf Dielsdorf ein. Zwanzig Minuten oberhalb, am südlichen Abhang des Lägernberges, thronte reizend gelegen das Städtchen Regensberg mit seinem hohen Schloßthurm und Bruchstücken der ehemaligen Befestigung aus dem 17. Jahrhundert. Bald

war das Ziel erreicht und wir kehrten in dem rühmlich bekannten, von der Familie Krauer gehaltenen Gasthofe zum Löwen ein. In der gemüthlichen Wirthsstube saßen bei unserer Ankunft einige Honoratioren, wie der Herr Statthalter, Landschreiber u. s. w., lauter alte Bekannte meines Onkels, so daß sich bald ein munteres und offenbar recht kurzweiliges Gespräch entspann. Mich jedoch, nachdem ich meinen Durst gelöscht, zog es mächtig ins Freie; ich erhielt bis sechs Uhr Urlaub und es wurde mir als Gefährte ein freundlicher Knabe aus dem Hause mitgegeben. Dieser zeigte mir die Stadt, das hohe Kanzleigebäude mit seinem Riegeldach, das Schloß, in dessen gewaltigen Thurm mit wohl 8′ dicken Mauern wir hinaufstiegen. Von seiner Zinne bot sich uns ein lieblicher Ausblick auf das weite, gesegnete, Ruhe und Friede atmende Gelände, noch unverkümmert durch Schienengeleise und das schrille Pfeifen der Lokomotive. Zerstreut lagen freundliche Dörfer, wirkliche Bauerndörfer ohne die störende Zugabe kasernenartiger Fabrikgebäude mit hohen, rauchigen Kaminen. Östlich in duftiger Ferne zeigte mir mein Gefährte, ein Sekundarschüler, den Säntis. Dann verließen wir unsere hohe Warte und besahen eine mehr als 60′ tiefe Cisterne; schließlich betrachteten wir auch, freilich nur von außen, die Stadtkirche. Nun aber galt unser Besuch dem Lägernberg; an Weinbergen vorüber, deren größter dem Löwenwirth gehörte, dann durch Gebüsch und Unterholz ging es allmählig aufwärts, nach und nach wurde der Weg steiler, bald erblickten wir links durch eine Lichtung in der Tiefe Otelfingen und Würenlos, bald rechts Theile des Wehnthales, die Dörfer Schöfflisdorf und Steinmaur, welch letzteres auf einem Höhenzug liegt. Noch immer hatte der Bergrücken eine ansehnliche Breite, während er im späteren Verlaufe stellenweise eine scharfe, nur rittlings passierbare Kante bildet. Etwa zwei Jahrzehnte später ging ich mit zwei Freunden auf diesem Wege bis nach Baden; wir hatten Mühe, diese Stelle, sowie völlig von Gebüsch überwachsene Partien zu passieren und langten erst nach fast vier Stunden mit von Dornen und zackigem Gestein arg beschädigten Kleidern im zürcherischen Capua an. Seither ist der Lägerngrat auf Kosten der Gemeinde Regensberg sowie der Sektion Uto des S.-A.-C. etwas verbessert worden. Doch zurück zum Jahre 1845. Nach einer halben Stunde sahen wir die Hochwacht, ein kleines, gemauertes Häuschen, vor uns; um dasselbe herum barg die Erde zahlreiche Versteinerungen; wir durften uns nur bücken, um solche aufzuheben, kleine Schnecken, Muscheln u. dgl., Zeugen der Urwelt, da die Gegend ringsum eine ungeheure Wasserfläche darstellte. Große Freude bereitete mir das Auffinden eines Ammons-

horns. Ich füllte sämtliche Taschen mit diesen Funden, die ich dann zu Hause meiner kleinen Mineraliensammlung einreihte. Letztere bestand hauptsächlich aus Geschenken; ein Freund meines Vaters, Dr. David Wiser am Münsterhof, besaß eine der größten Mineraliensammlungen der Schweiz; ihn, den Kinderfreund, durfte ich dann und wann besuchen, wobei er mich jedesmal mit Duplikaten, die in einem besonderen Kasten verwahrt lagen, beschenkte.

Bei der Hochwacht war die Aussicht an dem wolkenlosen Tage eine sehr ausgedehnte. Von den Alpen befanden wir uns allerdings recht entfernt, um so näher am Jura, am Rhein und beim Schwarzwald. Deutlich sahen wir die kegelförmigen Gipfel des Hegaus, da und dort schimmerten kleine Seen zu uns herauf, gewaltig war die Anzahl von Städtchen und Dörfern. Nachdem wir uns einige Minuten ausgeruht, kehrten wir in der Hälfte der Zeit, die der Aufstieg erfordert hatte, zur Burg zurück. Es schlug sechs Uhr; bald darauf wurde der Heimweg angetreten, nachdem sich der Onkel von der fröhlichen Gesellschaft verabschiedet hatte. Etwas lästig waren mir auf dem Marsche die vielen schweren Steine in meinen Taschen, und gerne nahm ich sein Anerbieten an, das schwerste Stück, das Ammonshorn, selbst zu tragen. Wiederholt schaute ich unterwegs zurück zum Lägernberg und hinauf zur Hochwacht, wo mir eine so vergnügte Stunde zu Teil geworden.

Eine Jugendfreundin der Frau Pfarrer, Fräulein v. Ziegler aus Schaffhausen, war zum Besuch angelangt. Ihr zu Ehren sollte eine Fahrt nach dem Katzensee stattfinden. Die Witterung war günstig, die auch etwa zu Fahrten nach der Stadt dienliche Chaise wurde von Heiri bereit gemacht und Nachbar Bräm's Brauner, derselbe, der mir auf der Weide so übel mitgespielt hatte, eingespannt. Jetzt fehlte nur noch der Kutscher; weder Heiri noch jemand von Bräm's hatte an jenem Nachmittage Zeit zu fahren. Da erbot ich den beiden Damen meine Dienste, welche zu meiner Verwunderung angenommen wurden. Ich schwang mich auf den Bock, knallte mit der Peitsche und fuhr anfänglich im Schritt, später in einem kurzen Trab, denn zu mehr als einem sog. Hundetrab brachte es der Bleß nicht mehr, von dannen, und zwar zunächst nach Regenstorf, wo ich abermals tüchtig die Peitsche knallen ließ, um die Aufmerksamkeit der Leute auf den jungen Kutscher zu lenken, von dort links abbiegend nach Watt und der Chaussee, die von Zürich nach Regensberg führt. Bald zweigt sich von ihr ein Fahrsträßchen links ab, einen Rain hinauf zum Katzensee-Wirthshaus.

Statt nun einen weiten Rank zu beſchreiben, nahm ich ihn zu kurz, und da die vordern Räder nicht untergriffen, ſo drohte der Wagen umzuſtürzen. Glücklicherweiſe konnte ich das Pferd ſogleich anhalten und behielten die Damen ihre Faſſung; aber wie nun aus der Verlegenheit kommen? Da erſchienen auf der Chauſſee von Zürich her wie rettende Engel fünf oder ſechs Frauen mit rothen Tüchern um den Kopf; es waren Glarnerinnen, die alljährlich zur Erntezeit in dieſer Gegend ſich zur Aushülfe verdingten. Sobald dieſelben uns erreicht hatten, bat ich ſie, mir aus der Not zu helfen, und die Chaiſe hinten herum zu heben, um ſie in die richtige Lage zu bringen. Sie thaten dies gerne und ſo konnte ich ohne Unfall das Ziel erreichen. Bald ſaßen wir in der ausſichtsreichen, heimeligen Gaſtſtube beim Kaffee und ſtärkten uns nach unſerer abenteuerlichen Fahrt.

Indeſſen ſchien die Sonne allzu einladend durch die Fenſter, ich verließ das Zimmer und eilte zuerſt in den Stall, um zu ſehen, ob das Pferd gehörig beſorgt ſei und einen normalen Appetit entwickle, was in der That der Fall war. Neben ihm ſtand nur noch eine Kuh, die übrigen Thiere waren wohl zur Feldarbeit benöthigt geweſen. Dann intereſſierte mich der Hühnerhof, dieſer ſtand jedoch leer, indem der ſtolze, prächtig gefiederte Hahn mit ſeinem Hofſtaat in den Wieſen herum ſpazierte. Von dort gings hinunter zum See, woſelbſt in einer Fiſcherhütte ein Kahn angekettet war. Schon zu Hauſe ein großer Freund des Schifflifahrens auf dem Zürichſee, bediente ich mich des Bootes und ruderte bis in die Mitte des Sees, deſſen Ufer großentheils mit Schilf bewachſen ſind und auf deſſen Grund zahlreiche Schlingpflanzen wuchern. Nördlich und weſtlich iſt der See von kleinen Weinbergen eingerahmt, am ſüdöſtlichen Ufer liegen zwei hübſche Bauernhöfe, Bärenbohl und Katzenrüti, welch' letzteren im 18. Jahrhundert im Auftrage der Regierung der berühmte Muſterbauer Jakob Gujer, genannt Kleinjogg, auch der philoſophiſche Bauer geheißen, in ausgezeichneter Weiſe bewirthſchaftete; im Süden iſt ein ausgedehntes Torfgebiet, weſtlich jenſeits der Chauſſee auf einem Hügel ſteht die Ruine Alt-Regensberg. Gerade in jenen Jahren las ich neben Robinſonaden mit Vorliebe Geſchichten aus dem Rittertum; der Anblick der unbedeutenden Ruine genügte, um mich in meinem Boote in Gedanken das urſprüngliche Schloß wieder aufbauen zu laſſen; von der Zinne des Thurmes hörte ich den Wächter blaſen, ein befreundeter Ritter nahte ſich mit ſtarkem Gefolge, die Helme glitzerten in der Sonne, die Fallbrücke wurde niedergelaſſen und der alte Freiherr Lüthold ſtieg herab zum Empfang des Freundes. Bei der Rückfahrt kam ich

zu einer Bucht, in der prächtige Seerosen blühten. Rasch pflückte ich mir einen Strauß und nahm ihn mit; einen mich ungleich mehr beglückenden Fund machte ich in der Fischerhütte, nämlich eine Angelruthe und einen Kübel für die gefangenen Fische. Nun fischte ich vom Landungsstege aus wohl eine halbe Stunde lang und hatte es wahrlich nicht zu bereuen, denn alle paar Minuten zappelte ein Fischlein an der Angel, und waren es auch keine Karpfen, an denen dieser See so reich ist, so waren es doch mittelgroße, hübsche Bratfische, die ich lebend in den Kübel warf. Nachdem ich ein Dutzend beisammen und Boot und Angelruthe wieder verwahrt hatte, stieg ich, in der einen Hand die Seerosen, in der andern den Kübel, die Halde hinauf zum Gasthaus, vor dem ich die beiden Freundinnen im Freien sitzend fand. Die Rosen verehrte ich ihnen, die Fische aber trug ich schnurstracks in die Küche, wo mir ein wenig freundlicher Empfang zu Theil wurde. Wer mir denn erlaubt habe im See zu fischen, hieß es, und heute brauchten sie keine Fische mehr. Mittlerweile wurde es Zeit zur Rückkehr. Also ade, idyllisches Plätzchen, ade, stilles, vom Weltverkehr unberührtes Seelein. Die Rückfahrt ging ohne Unfall von Statten. Für den improvisirten jungen Kutscher blieb die Lehre: auch das Fahren muß erlernt sein.

II.

Töß.

Die herbstlichen Schulferien des Jahres 1843 rücken heran. Mit Spannung wird von mir einer Einladung ins Pfarrhaus Töß entgegengesehen; mit vielversprechender Miene bringt der liebe Vater aus dem Geschäfte einen Brief mit dem Poststempel Töß in die Wohnung, der das heiße Verlangen des jungen Fritz erfüllt.

An einem der ersten Ferientage stand ich im Posthofe bereit zum Einsteigen; ich hatte ein Billet fürs Intérieur, da aber das Cabriolet frei war, erlaubte mir der Conducteur, mich dort hinauf zu begeben, was mir um so angenehmer war, als im Innern des Postwagens drei Frauen mit einem schreienden halbjährigen Kinde saßen. Unter dem lustigen Klang des Posthörnchens ging es in flottem Trab durch die Stadt nach der Winterthurer Chaussee; dichte Staubwolken verhüllten zeitweise die Aussicht, was indessen nicht viel zu bedeuten hatte, da die Gegend bekanntlich recht einförmig ist. Mit Freuden begrüßte ich die Ankunft im Kemptthal, wo sich der Blick öffnet auf herrliche Waldungen und die stolze Kyburg. Auf einer Anhöhe links wurde das Dorf Brütten sichtbar. Dann gings rasch die Steig bergab, und auf einer hölzernen gedeckten Brücke über die Töß, die oft stark anschwillt und sich recht ungestüm geberdet. Das Dorf Töß lag vor uns; bei einem der ersten Häuser, der Postablage, hielt der Wagen und ich stieg aus, um nach dem etwa zehn Minuten abseits gelegenen Pfarrhaus zu gehen, wo ich zur bestimmten Stunde erwartet wurde.

Im Gegensatz zu dem zwischen dem Höngger- und Lägernberg gelegenen Thal, das auch seit der Existenz der Nationalbahnlinie im Großen und Ganzen sich gleich geblieben ist, haben das Dorf Töß und seine Umgebung seither starke Veränderungen erlitten. Die Zahl der Häuser hat sich verdreifacht, große Arbeiterquartiere sind entstanden, das Ganze sieht bald mehr einer Vorstadt von Winterthur gleich, als einem Dorfe. An Stelle der ehemaligen größtenteils landwirthschaftlichen Bevölkerung überwiegen nun die Fabrikarbeiter, die teils in neugegründeten Fabriken in Töß, teils in Winterthur Beschäftigung finden. Damals diente noch die frühere Klosterkirche zum Gottesdienst, auf deren Dache sich ein sog. Dachreiter befand, dessen hellklingendes Glöcklein weithin hörbar war; in den dreißiger Jahren befand sich noch die Amtswohnung des Geistlichen im Kloster. An Stelle des Postverkehrs ist längst von Zürich aus eine Eisenbahnlinie mit zahlreichen Zügen nach Winterthur — Frauenfeld — Romanshorn, sowie nach Schaffhausen, St. Gallen und nach andern Richtungen getreten. Während ehemals der prächtige Wald, der sich bis nach Kyburg erstreckt, von Töß aus in zehn Minuten zu erreichen war, ist er jetzt, gewaltig reduzirt, doppelt so weit entfernt. Von andern Neuerungen erwähne ich nur der Wasserversorgung und Gas-, möglicherweise jetzt elektrischen Beleuchtung. Das anno 1843 noch ziemlich neue Pfarrhaus war, acht Minuten von der Kirche und mit solcher durch einen Fußpfad über Wiesen verbunden, hübsch und im Innern zweckmäßig gebaut, etwas abseits vom Dorfe und ringsum freistehend. Eine kurze steinerne Treppe, mit zwei Akazienbäumen zur Seite, führte zur Hausthür. Im ersten Stockwerk rechts befand sich die Studirstube, links die geräumige Wohnstube nebst einigen andern Zimmern; im zweiten Stock das Gastzimmer und eine Anzahl eine überaus freundliche Aussicht bietender Wohn- und Schlafräume. Hinter dem Hause lag ein Hof mit dem Waschhaus und nebenan der Hühnerhof, auf der Ostseite erfreute das Auge ein wohlgepflegter Garten mit kleinen Anlagen.

Und nun die Bewohner des anmutigen Sitzes. Pfarrer war mein lieber Onkel, späterer Dekan Wilhelm Corrodi von Zürich, geb. 1798,. ein stattlicher, hochgewachsener Herr mit freundlichen blauen Augen, stets, auch die Woche durch, in schwarzer Kleidung, was früher bei Geistlichen überall Sitte war, sorgfältig gekämmt und glatt rasirt, leutselig und geselliger Natur, ein Freund der Jugend, peinlich genau und pünktlich in seiner Zeiteinteilung und seinen Geschäften. Einer vermittelnden theologischen Richtung angehörend, war C. ein sehr beliebter Prediger und gewohnt, des

Sonntags die Kirche bis zuhinterſt mit Zuhörern gefüllt zu ſehen. Neben dem Predigtamt und der Seelſorge befaßte ſich mein Onkel gerne etwa mit literariſchen Arbeiten, meiſt poetiſcher Art. So erſchienen von ihm in meines Vaters Verlage u. a. „Fabeln und Bilder", „Fünfzig Silbenräthſel", „Die Nonnen im Kloſter Töß" als Beitrag zum ſchweizeriſchen Jahrbuch für 1857, auch bibliſche Erzählungen mit Bildern für die Jugend. Einmal wurde ich maſernkrank und mußte zur Geneſung Geißmilch trinken. Das gab Onkel Anlaß zu der Fabel „Die Ziege", worin es u. a. heißt:

Die Frau kommt mit dem Geißlein her,
Heut trink ich ſchon ein Gläschen mehr
Von ſeiner Milch, ſie iſt ſo gut
Und Mutter ſagt, wie wohl ſie thut, u. ſ. w.

Unter den deutſchen Dichtern war Schiller ſein Liebling. Dutzendmal, ſo erzählte er mir ſelbſt, habe er ſich auf dem Wege von Töß nach Winterthur im Stillen Schillers Lied von der Glocke hergeſagt und ſei juſt bei den erſten Häuſern von Winterthur damit fertig geworden. Im Gegenſatz zum Onkel in Dällikon war er ein Freund der modernen Literatur und ein Verehrer der Thalia; bei ſeinen Beſuchen in Zürich während der Winterszeit vergaß er nie, das Stadttheater zu beſuchen. Zur Herbſtzeit wanderte der Pfarrer regelmäßig zum ſog. Hühnermähli im Gaſthaus zum Wilden Mann in Winterthur, wo er die Unterhaltung der Geſellſchaft durch ſeine humoriſtiſchen Vorträge und ſein Erzählertalent würzte. Überall, wo der Mann hinkam, wurde er gern geſehen. Früher, als man es annehmen konnte (1868), raffte ihn ein ſchmerzhaftes Magenleiden hinweg, nachdem er ſeiner Gemeinde vierzig Jahre hindurch ein treuer Seelſorger geweſen war.

Des Onkels zweite Gattin war Maria Schultheß, die Schweſter meines ſel. Vaters, geb. 1803, klein von Geſtalt, blaſſen Ausſehens, mit ſchwarzem, nach damaliger Mode vorn in Locken gewickeltem Haar, feingeſchnittenem Profil und herrlichen ſchwarzen Augen. Sie war überaus liebreich, und noch iſt mir ihr ſeelenvoller Blick in Erinnerung; aber bald nach ihrer Verheiratung begann ſie zu kränkeln, und ſchon in ihrem ſechsundvierzigſten Jahre erlag ſie einer unheilbaren Unterleibskrankheit. Aus erſter Ehe ſtammte ein Sohn, Namens Auguſt, der, vielleicht ſechs Jahre älter als ich, damals das obere Gymnaſium in Zürich beſuchte. Sein Vater wollte ihn ſtudiren laſſen, allein er hatte keine Freude an ernſten, wiſſenſchaftlichen Studien; von Hauſe aus gut veranlagt, mangelte ihm die Beharrlichkeit. Er verwandte viel Zeit auf die Muſik, wünſchte ſodann, Maler

zu werden, und verbrachte ein Jahr in München, dann wieder begann er zu schriftstellern, schrieb mancherlei epische und dramatische Stücke, meist im Dialekt, wie z. B. „De Vikari", „De Dokter", „De Rytchnächt" u. s. f., welche ihm einen gewissen Ruf verschafften und heute noch in dramatischen Vereinen oder auf Dilettantenbühnen unter großem Beifall zur Aufführung gelangen. Recht gelungen ist auch seine Übersetzung von Robert Burns Gedichten ins Zürichdeutsche. Und in der That, als Dialektdichter verdient August Corrodi in der Literaturgeschichte der Schweiz rühmlich erwähnt zu werden. Später nahm er die Zeichenlehrerstelle an der Töchterschule zu Winterthur an. Daß das unstete Wesen des Sohnes dem an strenge Ordnung gewohnten Vater nicht gefiel, ist begreiflich. Um so größer war für Letztern die Freude, als sich August mit der liebenswürdigen Tochter einer angesehenen Winterthurer-Familie, Fräulein Haggenmacher, verlobte. Der glücklichen Ehe entsprossen zwei Söhne, Adrian und Hans, welche den Stolz des Vaters und Großvaters bildeten.

Im Pfarrhause wohnten auch zwei Schwestern meines Onkels; die ältere, Luise, von ernstem und wohlwollendem Wesen, stand nach dem Tode der Pfarrfrau dem Hauswesen in vorzüglicher Weise vor; die jüngere, Julie, war beständig nervenkrank an ihr Zimmer gefesselt; ich erinnere mich, sie ein einziges Mal gesehen zu haben; eine dritte Schwester von munterem, lebhaftem Temperament war die Gattin eines Herrn Fenner in Töß, Kassierer in der Rieter'schen Fabrik. In jenen Jahren befanden sich jeweilen ein bis zwei junge Leute in Pension bei der Pfarrfamilie, so Jacques Wegmann, später Gutsbesitzer in Erlenbach und Oberstlieutenant, jetzt auf Schloß Weinfelden im Thurgau, und zwei Schwestern Blattmann aus Wädensweil.

Wie ich mir die Zeit vertrieb.

Hieß es ungünstiger Witterung wegen zu Hause sein, so war die Tagesordnung ungefähr folgende: Um acht Uhr wurde gefrühstückt, wobei zum Kaffee ein für mich ungewohntes Gericht auf den Tisch kam, das aber trefflich schmeckte, nämlich sog. Prägel (gebratene Kartoffeln). Dann setzte ich mich an meine Schulaufgaben, nachher wurde eifrig gezeichnet und gemalt; von Hause hatte ich meine Malschachtel und ein in meines Vaters Lithographie hergestelltes güldenes Bilder-A-B-C auf Kartonblättern in Futteral mitgebracht, welches ich während der Ferien sorgfältig ausmalte und nachher unserer Buchhandlung zum Verkaufe gab. Um Weihnachten desselben Jahres fand es einen Käufer, und ich erhielt den Erlös als

Taſchengeld. Nach dem Mittagstiſch, wo regelmäßig auf Wunſch des Onkels Kartoffeln in der Schale aufmarſchirten, nahm das Anlegen einer Schmetterlingsſammlung, das Füttern gefangener Raupen u. dgl. einige Stunden in Anſpruch. Später las ich, u. a. Marryat's „Sigismund Rüſtig" und in einer Auswahl die Märchen der Tauſend und eine Nacht, die ich eigentlich verſchlang, oder es wurden etwa Geſellſchaftsſpiele gemacht oder ein Briefchen geſchrieben. Öfters begab ich mich zum Hühnerhof und fütterte die zahlreichen gefiederten Bewohner. Eines Morgens aber fand man ſieben der ſchönſten Hühner todt und den Hahn ſeiner Schwanzfedern beraubt; ein Marder hatte ſich einſchleichen und den ſchrecklichen Mord verüben können; nicht durch meine Schuld war nachts zuvor der Hühnerſtall nicht gehörig geſchloſſen worden.

Gerne begab ich mich nach dem nahen Kloſter, in dem, wenigſtens den Sommer über, ein Teil der Rieter'ſchen Familie wohnte. Aus einem der ehemaligen Ökonomiegebäude war nämlich eine Fabrik geworden. Schrecklich verwahrlost ſah der Kreuzgang des einſt hochangeſehenen Nonnenſtiftes Predigerordens aus; da lagen Holzvorräthe, Fäſſer, Waſchzuber und alles Mögliche herum; von der Umfaſſungsmauer des Kloſters ſtanden noch Bruchteile nebſt einem Thorbogen, dann eine Reihe vermietheter Ökonomiegebäude und eine große Stallung. Letztere gehörte dem Fuhrhalter Binder, der Frachtgüter bis an die untere Donau beförderte. Durch die Vermittlung ſeines Knaben Konrad war es mir erlaubt, in den Stall zu treten, in dem zeitweiſe ſich bis auf vierzig Pferde befanden; welche Augenweide für mich! Am beſten gefielen mir die Falben mit weißlicher Mähne und Schwanz, dann ein paar Apfelſchimmel und Kohli (Schwarze), am wenigſten die Braunen. Wurden dann eine Anzahl Pferde hinausgeführt, um ſie an den mächtigen Frachtwagen zu ſpannen, ſchlug dann das eine oder andere ſtallmuthig hinten aus oder bäumte ſich, ſo war mein Glück vollſtändig. Prächtig nahm ſich das blanke Meſſingeſchirr der ſechs bis acht Pferde aus, und faſt beneidete ich die abfahrenden Fuhrleute.

Ein köſtliches Vergnügen war zur Sommerszeit der Schmetterlingsfang und das Raupenſuchen. Zu letzterem bot ſchon die lebende Hecke des Gartens Gelegenheit, in der ich namentlich häufig ſog. Steinfiſche, eine größere graubraune Raupe, fand. Auf den nahen Feldern und längs der Wege waren die ſchwarzbehaarten Bärenraupen zahlreich, an Diſtelpflanzen fand ich die Raupe des Diſtelfalters, am Wolfsmilchkraut diejenige des Wolfsmilchſchwärmers, und auf Kartoffeläckern zeigte ſich dann und wann

die grünlichgelb gefärbte Raupe des Totenkopfs. Zum Schmetterlingsfang zog ich mit einem grünen Netz und einer um die Schultern gehängten blechernen Kapsel mit Korkboden und Stecknadeln aus. Auf den blumigen Wiesen tummelten sich hunderte von Tagesfaltern, das Damenbrett, der Citronenvogel, die Aurora, der große und kleine Fuchs u. s. w. Auf feuchten Stellen des Weges liebten die niedlichen Bläulinge sich zu versammeln, am nahen Waldessaume war abermals eine reiche Ausbeute anderer Arten zu finden. Da gab es den schön gezeichneten Distelfalter, das prächtige Tagpfauenauge, den Admiral, auch etwa den Schwalbenschwanz, doch höchst selten dessen andere Art, den Segler. Meine reichste Fundstelle war jedoch die große Waldung, die sich fast von der Stadt Winterthur bis nach der Kyburg erstreckt. Am Wege, der sich durch dieselbe zieht, fanden sich mehrere weite, gelichtete Plätze mit Wiesen, die ein wahres Stelldichein des Schmetterlingsvolkes bildeten. Da flogen sie von Blüthe zu Blüthe, die farbenprächtigen, buntschillernden Silberstriche, die großen und kleinen Perlmutterfalter, Trauermäntel, Waldvögel (Eisvögel); an Grashalmen hingen niedliche, schwarzschillernde, rothgetupfte Zygänen; kam hie und da auch ein Blauschiller oder gar der seltene Rothschiller vor, so war mein Jagdglück auf dem Gipfel. Gewöhnlich reich beladen trat ich den Rückweg zum Pfarrhaus an, um nach Tisch das Aufspannen, was große Vorsicht erheischt, zu besorgen, nachdem ich mir etwa unbekannte Arten in meinem Schmetterlingsbuch aufgesucht hatte. An schönen Sommerabenden beim Dunkelwerden erbat ich mir ein Laternchen, das die Thierchen anlockt, um im Garten Abend- und Nachtschmetterlinge einzufangen. Gewöhnlich flogen zuerst sog. Täubchen dem Lichte zu, dann der rothe und gelbe Bär, der große und kleine Weinvogel, oder es schwirrte mit Geräusch ein Windigschwärmer daher. Manche andere Arten trieben sich in der würzig duftenden Gaisblattlaube herum. Viel mehr Zeit kostete natürlich das Präpariren dieser starkleibigen nächtlichen Schwärmer als dasjenige der Tagesfalter. Innerhalb 14 Tagen sah ich meinen Glaskasten, in dem in der Mitte die Nachtschmetterlinge, rings um sie herum die Tagesfalter zu stehen kamen, vollständig gefüllt.

Nach der Töß zu gehen, wo es mich gelüstete zu baden, war mir wegen des oft plötzlichen Anschwellens und der zahlreichen Untiefen verboten.

Die Weinlese (der Wümmet).

Einmal im Herbst teilte mir Tante Pfarrer mit, daß ich folgenden Tages mit der ihr wohlbekannten Familie des Kirchenpflegers N. in den

Wümmet gehen dürfe, eine für mich höchſt angenehme Nachricht. Da ich etwas Feuerwerk mitnehmen wollte, ſo wanderte ich nach Winterthur und kaufte bei Herrn Goldſchmid, Kolonialwarenhändler zur Gans, vier Raketen und acht Fröſche ein. Der freundliche Herr empfing mich mit dem dort gebräuchlichen „Guete, Guete" (guten Tag). Nachher ſchlenderte ich ein bischen durch die Stadt, beſah mir die vielen wunderlichen Häuſernamen, wie „Vordere und hintere Geduld" u. ſ. f., und entdeckte in den Seitengaſſen vor den Häuſern noch manche „Kutſche", ſo hießen dort die grünen Bänke, auf denen ſich die Hausbewohner nach der Tagesarbeit ausruhten und wie ſie heutzutage noch in kleinern Städtchen vorkommen. Um die Stadt herum gab es ſchon manche ſchöne Landhäuſer, deren Anzahl ſich ſeither bedeutend vermehrt hat. Des folgenden Morgens acht Uhr ward ich von einem Knaben des Kirchenpflegers abgeholt. Der Weinberg befand ſich eine ſtarke halbe Stunde entfernt, Wülflingen zu. Ein dichter Nebel lag über dem Thal, von ferne ſchon hörten wir Böller- und Piſtolenſchüſſe der fröhlichen Winzer. An Ort und Stelle angelangt, wurde jedem von uns eine kleine Parzelle zugeteilt, ein Rebmeſſerchen und eine Gelte übergeben mit der Mahnung, keine Trauben an den Stöcken ſtehen zu laſſen und nicht zu vergeſſen, ſelber ſolche zu koſten. Mittlerweile hatte ſich der Nebel verteilt, ein anmutiges Landſchaftsbild entrollte ſich vor unſern Augen; von Wieſen und Obſtbäumen umgeben erblickten wir das Dorf Wülflingen und über demſelben an einem bewaldeten Hange die maleriſche Burgruine. Nach einer Stunde beſammelten ſich die Leute zum Znüni, das aus Wein, delikatem, jungem Käſe und Schwarzbrot beſtand. Dieſen Moment benützte ich, um mein Feuerwerk abzubrennen, und zündete zuerſt die Fröſche an, die mit lautem Knallen nach allen Seiten hüpften und die Frauen und Mädchen nicht wenig in Schrecken ſetzten. Dann kamen die vier Raketen an die Reihe. Sie ſtiegen wohl ſchön gerade in die Höhe und zerplatzten, aber bei der Tageshelle blieb der gewünſchte Effekt aus. Sodann ging es wieder an die Arbeit, um halb zwölf aber bedankte und verabſchiedete ich mich bei den Leuten, um rechtzeitig beim Mittagstiſch im Pfarrhaus zu erſcheinen.

Herbſtgeſchenke.

Es iſt eine ſchöne Sitte, daß in den zürcheriſchen Landgemeinden zur Herbſtzeit alljährlich die Pfarrkinder ihrem Pfarrherrn Geſchenke in natura, in Gegenden, wo Wein gebaut wird, Trauben, in andern Äpfel und Birnen,

oder eine Hamme (Schinken) bringen. Ob wohl dieser Brauch noch überall vorhanden ist? Ich möchte es bezweifeln. Zu Töß war dies damals im besten Gange, freilich wesentlich Dank der großen Beliebtheit des Geistlichen. Nach Beendigung der Weinlese trafen die Geschenke im Pfarrhaus ein, und zwar gewöhnlich je Vormittags zwischen 10 und 12 Uhr und Nachmittags zwischen 3 und 6 Uhr. Allerdings waren diese Besuche zuweilen etwas mühsam, wie ein Beispiel zeigen möge.

Von halb 10 Uhr an saß die Frau Pfarrer strickend in der Wohnstube am Fenster, ich ihr gegenüber mit einem Buch in der Hand, neugierig zu sehen, was alles kommen werde; auf dem Tisch standen Wein, Brot und Käse bereit. Nach 10 Uhr klopfte es an der Thüre. Herein trat ein stämmiger, rotbackiger Bauernjunge; er mochte achtzehn Jahre alt sein, trug einen Korb am Arm und hieß Chueri Peter.

Chueri: „En fründliche Gruez vum Vater und der Muetter, und sie schicked Ihne da es Versüecherli us de Räbe".

Die Pfarrfrau nahm dem Überbringer den Korb voll Trauben dankend aus der Hand und hieß ihn sich setzen und ein Glas Wein trinken.

Chueri: „Danke, i bi nüd müed;" und auf eine nochmalige Aufforderung tönte es wieder: „Danke, i bi nüd müed".

Inzwischen kamen andere Leute mit Geschenken, zwei muntere Töchter vom Gemeindeschreiber Meyer und die Frau des Bauern Studer. Als diese sich zu Tisch setzten, entschloß sich endlich der stumme, beim Ofen stehende Chueri, dasselbe zu thun und auch ein Glas Wein zu trinken. Nachdem sich die Frau und die zwei Mädchen entfernt hatten, langten noch fünf neue Personen an, wovon eine eine prächtige Hamme von Seite des Gemeindepräsidenten überbrachte. Chueri saß noch immer da; es wurde ihm ein zweites Glas eingeschenkt, welches er, immerhin mit der Bemerkung: „i ha kä Durst" annahm. Dabei blieb er schweigsam wie das Grab. Nun fiel der Frau Pfarrerin ein, daß seine Schwester schwer krank gewesen sei; sie fragte also nach ihrem Befinden.

Chueri: „D'Schwöster ist wieder gsund, aber eusi Chue hät die letscht Nacht g'chalberet und da isch es lätz gange".

Damit war die Konversation definitiv beendet. Chueri saß beim dritten Gläschen; da, mit dem Schlag elf Uhr, nach einer vollen Stunde, ging auch der nimmermüde und nimmerdurstige von dannen.

Nachmittags kamen neue Besuche und so ging es vier bis fünf Tage nach einander fort, am strengsten jedoch am sog. Trubesunntig.

Schließlich lag der ganze Windenboden bedeckt mit Trauben und zwar meistens blauen (Klävner). Man schickte sie in die Trotte und erhielt daraus einen angenehmen Tischwein. Noch feiner fiel der sog. Beerliwein aus, der aus den eigenen, süß abgedruckten Spaliertrauben gewonnen und in Flaschen gefaßt wurde.

Eines eigentümlichen Brauches, freilich keineswegs eines Zeitvertreibes für mich, möchte ich noch Erwähnung thun. An sog. Taufsonntagen gab es etwa in der Wohnstube des Pfarrhauses ein Kleinkinder-Konzert, indem die Täuflinge, zuweilen bis auf vier, vor der Vormittagspredigt gebracht und nach derselben zur Taufe wieder geholt wurden. Das mag sich wohl seither auch geändert haben.

Ein Ausflug.

Recht sehr gelüstete es mich, einmal die Kyburg zu sehen. Da ich aber wußte, daß der Onkel ungern das Haus verließ und auch kein Freund längerer Fußtouren war, so benützte ich den Besuch des Vetters August, gelangte mit der Bitte, mich dahin zu begleiten, an ihn und erhielt eine Zusage. So wanderten wir Beide denn Nachmittags halb zwei Uhr dem Walde zu, um durch diesen unsern Weg nach der Kyburg zu nehmen. Bei der Sommerhitze war es eine wahre Erquickung, stundenlang im Schatten der Bäume, meist herrlicher Buchen, dahinzuschlendern. Bald erreichten wir die weite Lichtung, mein bevorzugtes Schmetterlingsjagdrevier, und in der That, auch heute war sie belebt von dem summenden und schwirrenden Völklein in seinen buntschillernden Trachten. Auf dem Weitermarsch unterhielt mich der lustige Vetter mit allerlei Schwänken und Späßen, und erzählte mir von den tollen Streichen aus seiner Gymnasialzeit, wie die Schüler einem der Lehrer, ohne Autorität, arg mitspielten, und wie unangenehm ihm sein jetziges Quartier bei einem gestrengen Herrn Professor sei. Sodann theilte er mir im Vertrauen mit, daß er nicht studiren wolle, was sein Vater so gerne gesehen hätte, sondern sich der Kunst widmen werde. Öfters neckte er mich wegen meiner Vorliebe für „Sommervögel und grusige Würmer", worauf-hin ich ihm erzählte, daß ich diese Liebhaberei einem Lehrer der Natur-geschichte an der zürcherischen Realschule zu verdanken habe, einem für sein Fach begeisterten, nur allzu gutmütigen Manne, welcher hie und da seine besten Schüler auf Exkursionen mitnahm, z. B. nach dem Ütliberg, wo hinter der Burgruine Manegg in einer Schlucht eine sehr seltene Raupe, deren Namen ich vergessen habe, aufgefunden wurde, oder zur Nachtzeit nach

dem Zürichberg, um in den dortigen Waldungen mit Hilfe eines Laternchens Nachtſchmetterlinge zu fangen. Das hatte mich bewogen, eine kleine Sammlung anzulegen und ſolche gelegentlich zu vermehren.

Nach etwa zwei Stunden hatten wir das Ende des Waldes erreicht und erblickten unter uns ein ſchmales Thal, über dem links hoch oben die ſtolze Kyburg thronte, rechts auf einem Hügel das Dorf gleichen Namens lag; ein reizendes Landſchaftsbild, welches mein Vetter ſofort mit Bleiſtift in ſein Skizzenbuch aufnahm. Dann zeigte und erklärte er mir, ſoweit möglich von unſerem Standpunkte aus, die einzelnen Beſtandteile der Burg, den Zwinger, den feſten Thurm, die Ritterwohnung, die Burgkapelle, die Stallungen u. ſ. w. Bekanntlich iſt die Kyburg eine der ſchönſten noch erhaltenen Burgen der Schweiz. Ihr damaliger Beſitzer war der polniſche Graf Sabansky, ein, wie es hieß, etwas wunderlicher, im Jägerlatein gut bewanderter Herr. Da wir kein Empfehlungsſchreiben an ihn hatten, mußten wir uns damit begnügen, die intereſſante Veſte von außen zu betrachten. Daraufhin ſtiegen wir in das Thälchen hinab und jenſeits hinauf ins Dorf, wo wir uns im Wirthshauſe bei einer Flaſche Neftenbacher gütlich thaten.

Auf dem Rückwege, der wiederum durch den Wald genommen wurde, begegneten wir pötzlich einem Fuchs; doch kaum geſehen, war er uns wieder aus den Augen. Von unſerm kleinen Ausfluge ſehr befriedigt, langten wir um ſieben Uhr in Töß an.

Nachwort.

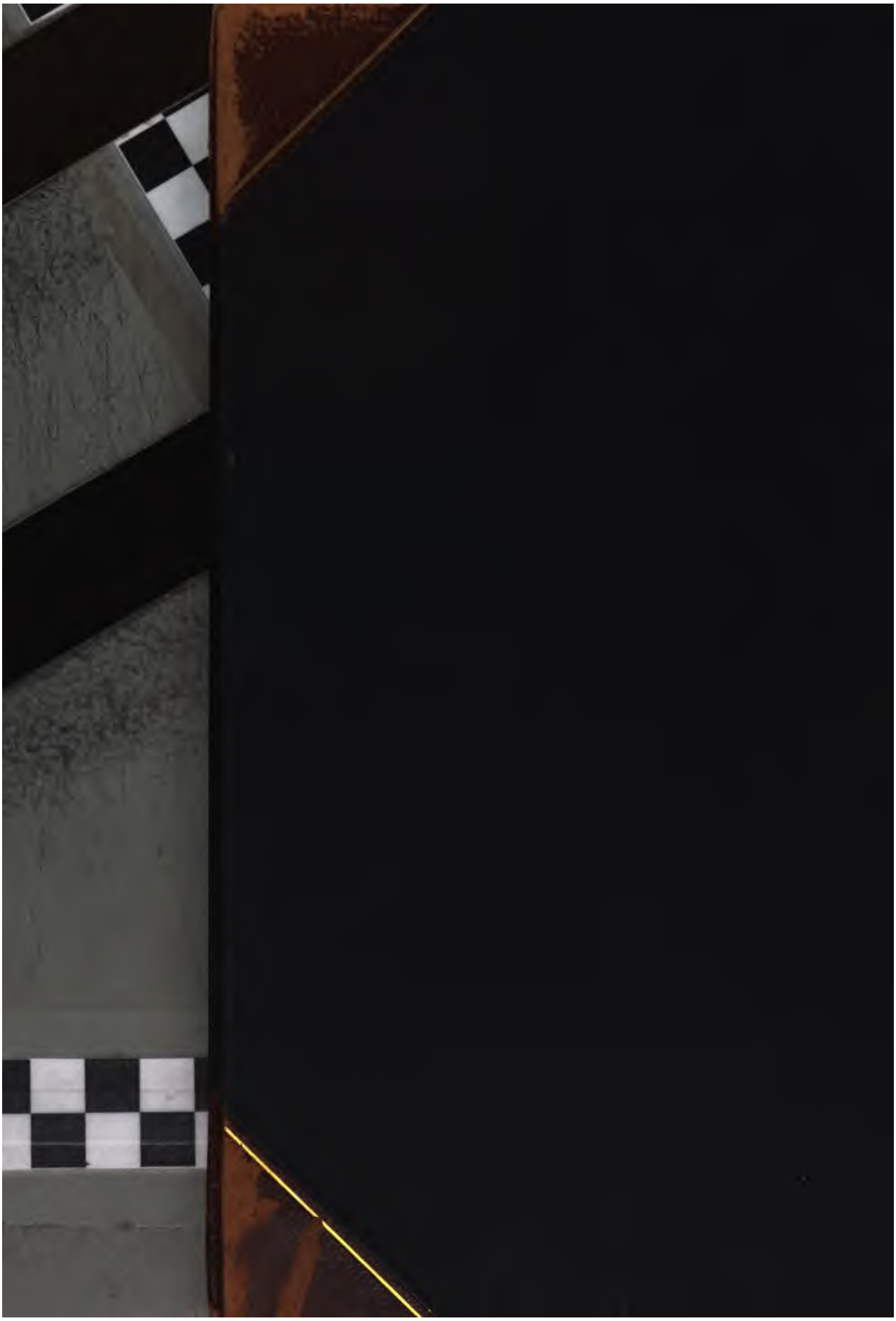
Und nun lebt wohl, heitere Tage der Jugend, ein Menſchenalter iſt vorübergegangen! Neue Generationen wachſen heran, das Leben, zumal in den Städten, hat ſich geändert, Kultur und Technik haben ungeahnte Fortſchritte gebracht. An die Stelle ruhiger Arbeit, verknüpft mit einer gewiſſen Beſchaulichkeit und Behaglichkeit, iſt ein raſtloſes Wirken getreten, ein Jagen nach vermeintem Glück und verfeinerten Lebensgenüſſen.

Möge unſerm Volke der fromme, ſchlichte Sinn, die Einfachheit und Bedürfnisloſigkeit der Ahnen nicht gänzlich abhanden kommen, denn auf einem geſunden Familienleben beruht weſentlich die Exiſtenzberechtigung einer Nation.

Univ.-Prof. Dr. phil. Dr. phil. h. c.
Adolf Bach
a. Ph.

Z 430 .S35 .A3 C.1
Lebenserinnerungen,
Stanford University Libraries
3 6105 036 702 491

Z
430
.S35.A3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.